

Schlesische Monatshefte

Blätter für Kultur und Schrifttum der Heimat

Nummer 10

Oktober 1929

Jahrgang VI

Ein Franzose erlebt Breslau

Der Verfasser dieser Zeilen, die hier in deutscher Übersetzung geboten werden, ist Jean Malye, Generalsekretär der Verlagsgesellschaft Guillaume Budé, der in diesem Sommer unsere Stadt besuchte und uns aus Paris seinen Eindruck von Breslau sendet. Er wird in diesem Augenblick wegen seiner kräftig bejahenden Haltung besondere Befriedigung erwecken.

Um freimütig zu sein: Ich bin ein Franzose, der eben Breslau entdeckt hat und der mit dem Gedanken umgeht, sobald als möglich auch Schlesien kennen zu lernen. Die Franzosen von heute reisen, sie reisen sogar sehr viel, denn sie wissen, daß man an Ort und Stelle gehen muß, um Land und Leute kennenzulernen und daß, wenn man ein Land verstehen will, es immer noch das beste ist, die Bewohner darüber auszufragen. Wenn die Franzosen auch West- und Süddeutschland ziemlich genau kennen und natürlich Berlin, so entgeht ihnen unglücklicherweise im allgemeinen das Deutschland des Ostens, und das ist ein sehr großes Unrecht!

Es ist tatsächlich unmöglich, ein so großes und zusammengesetztes Volk wie das deutsche zu kennen und zu verstehen, ohne den Versuch gemacht zu haben, es in seinen wichtigsten Elementen zu studieren. Außerdem ist es nicht abzuleugnen, daß Ost-Deutschland und Ost-Europa von allen Gesichtspunkten aus in dem Leben Deutschlands einen ersten Platz einnehmen. Um sich darüber Rechenschaft zu geben, genügt es nicht nach Berlin zu gehen und bis nach Königsberg vorzudringen. Man muß Breslau besuchen.

Ich bin also nach Breslau gegangen, bloß, um es anzusehen, wie man so sagt. Ich hatte über Breslau ziemlich genaue, aber doch nur allgemeine Vorstellungen. Ich wußte, daß Breslau eine sehr große und schöne Stadt sei, die Hauptstadt von Schlesien, aber der Besuch wurde zu einer wirklichen Offenbarung.

Es ist nicht meine Sache, die Schönheit einer Stadt Lesern zu beschreiben, die über diesen Gegenstand besser unterrichtet sind als ich. Aber ich lege Wert darauf, den tiefen Eindruck zu bekennen, den mir der Besuch von Breslau gemacht hat. Zunächst gibt es nichts Angenehmeres, als in den Straßen der schlesischen Hauptstadt auf Entdeckungen auszugehen. Die Leute haben natürlich ihre Beschäftigungen und eilen zu ihrer Arbeit. Die großen Verkehrsadern sind belebt wie in allen lebendigen Großstädten. Aber eine Atmosphäre der Liebenswürdigkeit und Geselligkeit umgibt uns, die sofort einen sympathischen Kontakt zwischen dem Fremden und den Menschen und Dingen herstellt. Man ist sehr liebenswürdig in Breslau und auf eine einfache und heitere Art, dabei in keiner Weise zudringlich. Man läßt dich immer tun, was du willst, man hat es gern, wenn du freimütig sagst, was du denkst. Es ist, als wollte man sagen: „Nun,

brauchen Sie etwas? Bitte sagen Sie es mir, ich bin froh, wenn ich Ihnen behilflich sein kann! Nein, das macht gar nichts! Sie brauchen nichts, umso besser, lassen Sie sich nur nicht stören, tun Sie, als ob Sie zu Haus wären. Kümmern Sie sich nicht um mich!“

So paradox wie das scheinen könnte, man glaubt sich in Breslau gewissermaßen schon im Süden. Ich will damit nicht sagen, daß Breslau eine südliche Stadt ist wie Marseille, Barcelona oder Neapel, aber trotzdem ist irgend ein unbestimmtes Etwas von Leichtigkeit in der Luft, das an Krakau, Prag oder Wien erinnert, an dieses Zentraleuropa, das die Latinität so stark durchdrungen hat.

Und dieser Eindruck, den die gute Bevölkerung Breslaus macht, wird noch durch die Stadt selbst verstärkt, durch seine Bauten, seine Straßen, seinen Fluß, seine Stadtbilder. Gibt es z. B. etwas Österreichischeres, Südlicheres und Liebenswürdigeres als das so sehenswerte und elegante Rathaus, umgeben von seinem Ring, einem Platz, auf welchem man spazieren geht, sich ohne Förmlichkeiten trifft, plaudert, Einkäufe macht?

Auch kenne ich kaum ein so vollkommenes Ganze wie das kirchliche Viertel der Altstadt mit ihren Oderinseln und Häusergruppen um den Dom. Was mir auffiel und mich entzückte, ist nicht so sehr jedes einzelne Gebäude, als vielmehr der ganze Zusammenklang, in dem jedes Bauwerk an seinem Platze steht, angefangen von dem großartigen Palaste der Universität bis zu der heiteren Kreuzkirche und dem bescheidensten, in sein Winkelchen geduckten Hause, das das zarte Laubwerk eines schlanken Bäumchens beschattet.

Dieser schöne Stadtteil atmet Noblesse und Einfachheit. Hier herrscht die Ruhe, die Reflektion, der Frieden des Geistes und des Herzens. Durch seine Kirchen schwebt der Geist festen Glaubens. Baumgruppen und Belaubung fügen Grazie und Zartheit hinzu. Auch die Gebäude, die Studienzwecken dienen, die Institute der Universität, die Bibliotheken, das Osteuropa-Institut verbreiten friedliche Ruhe des Nachdenkens. Nichts Hübscheres und Rührenderes als auf einem kleinen, ganz stillen Platze, unter schönstem Sommerhimmel, eine Gruppe junger Studentinnen zu sehen, hübsche, frische, graziöse, kurz und hell gekleidete Mädchen, die mit Eifer und Vergnügen arbeiten.

Durch seinen Reichtum an Kunstwerken ist Breslau eine der schönsten Städte, die es gibt, aber es ist nicht die Stadt einer einzigen Periode, eines einzigen Kunststils, und deswegen wirkt es so fesselnd und lebendig. Breslau hat eine jahrhundertelange Geschichte und Zivilisation. Hier ist der Berührungspunkt, aber auch der Kampfplatz von mehreren Kulturen, die aufeinanderstoßen und sich ergänzen, von Norden, Süden, Osten und selbst vom entfernten Westen, denn Breslau ist immer zu liebenswürdig und zu wissensdurstig gewesen, um der französischen Zivilisation gegenüber gleichgültig zu bleiben.

Seine Bauwerke geben uns oft unendlich reizvolle Zusammenstellungen des romanischen, gotischen, holländischen Stils, des Stils der Hansastädte, der Renaissance, des Jesuitenstils und vor allem des Barock, ganz abgesehen von der oft so ausgezeichneten modernen Kunst, in der die deutsche Architektur, besonders in großen Siedlungen, so erfolgreich gewesen ist.

Es scheint, daß die Verbindung so vieler verschiedener Stile, welche die fesselnde Individualität Breslaus schuf, ihr Pendant in einer glücklichen Kombination und einem Zusammen-

treffen verschiedener Tendenzen und Interessen fand; dies macht die gegenwärtige Größe der Stadt aus und sichert ihr in Zukunft immer größeres Gedeihen. Breslau — dem Fremden fällt dieser Umstand besonders auf — ist immer ein Kreuzungspunkt, es ist ein Durchgangsort vom Norden zum Süden, vom Osten zum Westen, vom Nordwesten zum Südosten. Hier treffen und stoßen sich die Interessen von Hamburg und Bukarest, von Prag und Warschau, von Budapest und Berlin, von Köln und Konstantinopel. Hierhin werden auch die großen russischen Straßen laufen, wenn sie wieder geöffnet sein werden.

Heut ist nichts vollkommen, und die Stadt und Schlesien müssen unter Sparmaßnahmen und neuen politischen Situationen leiden. Man muß hoffen, daß zahlreiche kluge Handelsbeziehungen — Vorspiel einer großen europäischen Zollunion — so schnell als möglich abgeschlossen werden und daß auf diese Weise die schöne, gute, alte Stadt Breslau zu ihrem und Europas Ruhme ein neues Gedeihen erleben wird.

Einfache Heimat

**Bilder aus dem Kreis Militsch-Trachenberg
Von Landschaftsarchitekt E. Pepinski**

Du Erde unter Eichen und Buchenwäldern der Heimat, du Erde der Wiesen und Felder und Gärten um jenes Haus, das mein Elternhaus war, du Erde, die meiner Kinderfüße Spiel sich gefallen ließ, die ich später mit Spaten und Hacke und Harke zur Pflanzung und Saat bereiten durfte, du Erde, die erste Ernte an Früchten und Blumen mir gab für sorgliche Pflege, du Erde Schlesiens sei mir begrüßt!

Liebes Land, abseits der großen Städte und Straßen, durchzogen von kleinen Flüssen und Gräben, die gerahmt sind von Erlen und Weidenbüschen in weiter ebener Flur, liebes Land du, wo große Teiche versteckt im Schilfrohr den Himmel spiegeln, liebes Land, das unendlicher

**Hof „Steffitz“
Kreis Militsch-
Trachenberg**



Phot. H. Götz



Hof „Melochwitz“
Kreis Militsch-Trachenberg

Phot. H. Götz

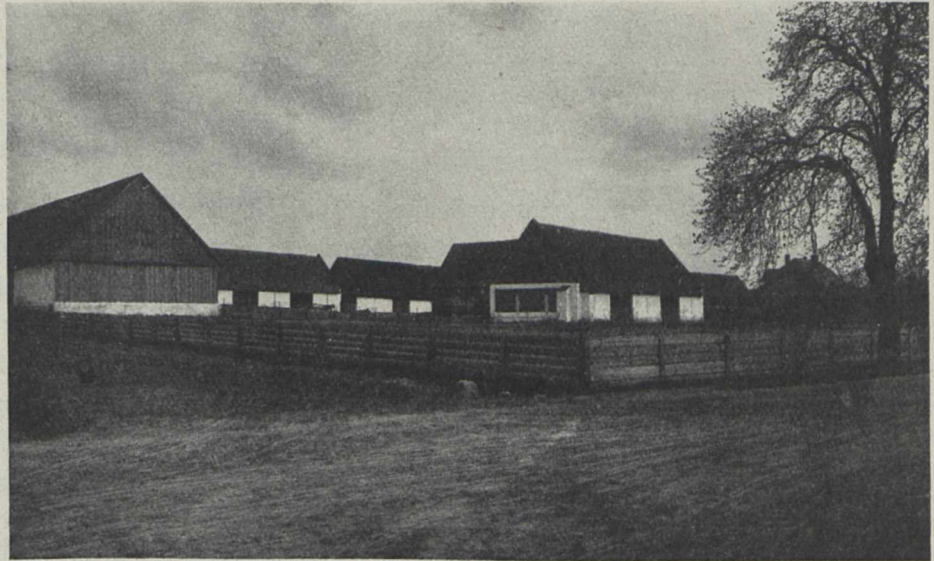
Felder Brotfrucht in schweren Ähren uns reifen läßt, du gesegnetes liebes Land der Väter und Mütter, sei begrüßt.

Einfache Flecken und Dörfer und kleine Städte, deren Türme und Glocken im Morgen- und Abendgeläut einander grüßen, einfaches starkes Land voll einfacher starker und grader Menschen, einfache gläubige Menschen, die haßfrei und furchtlos im Grenzland leben und Gott, was sein ist, dem Staat, was des Staates ist, geben, brüderlich seid begrüßt.

Der Häuser gedenk' ich, der Scheunen und Ställe aus Fachwerk, unter deren Dächern in Reihen die Schwalben nisten, der Starmätze in der alten Allee und der Drossel im Rebenpalier, der Bachstelzen, Rotkehlchen, Zaunkönige, die mit den Tauben am Brunnenrand Zwiesprache hielten. Der schnatternden Enten und Gänse, der Puten und Hühner Streiten, der Hunde Jagdruf und des Waldhorns Ton am Abend klingt mir im Ohr — seid begrüßt. Wo zwischen Scheuern und Ställen der alte Heldenbusch stand, hinter dem nach des Tages Neigen die Sonne schlafen ging — wo durchs Koppelgatter die Fohlenschar und die Kälber wir stallwärts trieben — und wo eine Bank stand für heimliche Dinge am Abend, da blühten immer die ersten Veilchen und Buschwindröschen und der Osterhase hatte dort sein Gelege für mich — alte Bank, ich grüße dich.

Schmaler Feldsteg zur Badestelle, zwischen Eichenjungwuchs und Fasanerie, tausendmal begangen, schwarze Brücke über den Ledergraben, Dammweg zur Bartsch und zur Krähenhütte, die neugierige Jungens vor den badenden Jungfern verbarg — alte schöne Hütte im Wiesen-schaumkrautmeer — lange ist's her und windverweht sind die frühen Lüste, verbotene Früchte zu schauen, Gruß einem Kleinenjungenstraum.

Herbstmittagerinnerung, rufende Kühe, der Melkerin harrend, und letzte Sommerfäden in der Luft; in der Küche schmoren Rebhühner im Speckmäntelchen und ein Dudelsackpfeifer ist auf dem Hof mit einem braunen Bär. Wir ließen das schöne Mittagbrot, um eine Meile mit



Phot. H. Götz

dem Spielmann zu gehn — wie war das schön! Ehrt mir die Sackpfeifer und Bärenführer und grüßt sie nur immer von mir.

Einsamer Winter im einfachen Land an der Grenze Schlesiens, wenn Hasenjagd oder Schlachtfest war oder Fischzug in den Teichen und wir nach solchen Tagesmühen durch stürmische Nacht im Schnee das wärmende Bett erreichten — und einen Bratapfel im Ofen fanden und eine Tasse Tee — wie klein war dann unser Weh gegenüber den großen einfachen Freuden, denen mein Gruß aus der Ferne gilt, zur einfachen lieben Heimat.

Im Geäst des Traumes

**Wie die Dinge starben,
sahst du schon im Anbeginn,
selbst die großen Farben
wechselten und sanken müde hin.**

**Deine Worte staubten ein,
unbefruchtet, als ein dürres Laub,
und du spürtest jeden Widerschein
wie ein altes Lächeln, tiefgefurcht und taub.**

**Wußtest nichts von dir,
nichts, das deinen Schlaf bedecken darf,
als ein dumpfes Strecken wie ein Tier,
das sich gelb im hohen Grase niederwarf.**

**Das Kristall der Nacht
blühte fern von deinem Angesicht,
alle Stimmen wurden lind und sacht,
aber du entgingst dem strengen Tage nicht.**

TANZ / Novelle von Anna Valetton

Anna Valetton, am 29. September 1890 in Gießen geboren, lebt seit 1922 in Bresláu. Sie ist in der literarischen Welt als Übersetzerin mehrerer Bücher des Flamen Timmermanns — besonders „Pallierter“ und „Das Licht in der Laterne“ (Leipzig, Inselverlag) — unseren Lesern außerdem durch ihre Bücherbesprechungen bekannt. Wir bringen hier eine Probe ihres eigenen Schaffens.

Marta Gaupp war eine beliebte Schneiderin in der Stadt. Nicht eine von den ganz großen. Sie kam ins Haus. Man mußte sie aber viele Monate vorausbestellen, wenn man sie haben wollte, und sie war immer ein wenig abgehetzt. Ganz unnatürlich schwächlich war sie, hatte mattblonde Haare, etwas vortretende kugelrunde blaue Augen und frische Farben. Sie lebte bei einer kränklichen Mutter, die man nie zu sehen bekam, deren scharfe und dabei klagende Stimme man nur zuweilen aus der dunklen Küche hörte, wenn mangelnötigt war, mit Fräulein Gaupp in der etwas feuchten und dumpfigen Wohnung zu verhandeln. Man erzählte, sie sei aus guter Familie und habe sich nach einem Bankrott und Selbstmord oder noch etwas dunklerem ihres Vaters hierher geflüchtet, wo sie kein Mensch kannte. Das war einfach nicht wahr. Marta Gaupp hatte das Gerücht selbst in die Welt gesetzt mit vagen Andeutungen, die nicht eigentlich Lüge waren, sondern aus Träumen und Phantasien stammten, in denen sie selbst nicht mehr unterscheiden konnte, was darin eigentlich Wirklichkeit war.

Auch ihre Kleidung war stets ein wenig romantisch. Aus billigen Stoffen, aber mit Schwung im Schnitt und mit unendlich mühseligen, pötrigen Stickereien. Sie schneiderte mit Vorliebe Stilkleider und verstand ihren Beruf wirklich gut. Wie alle Schneiderinnen, wußte sie mehr von den intimsten Familienangelegenheiten der ganzen Stadt als irgend ein anderer. Aber sie plauderte niemals etwas aus. Ein- oder zweimal war sie die Vertraute in einer etwas verwickelten Liebesgeschichte gewesen, aber als diese Geschichten glücklich oder unglücklich zu Ende gingen, hatte man sie schlecht behandelt, als sie ihre vertrauliche und wichtige Miene weiter zur Schau trug. So wurde sie noch zurückhaltender. Alles was sie so hörte, dichtete sie sich in ihrem Kopf sofort in die eigenartige und verschrobene Welt um, die sie aus Romanen kannte.

Sie arbeitete auch für die Damen auf dem „Klosterhof“, einem Gut, eine gute Wegstunde von der Stadt und blieb dann immer gleich vierzehn Tage oben. Die Tochter, die schöne Charlotte Tessing, brauchte jemanden, der es verstand, auf ihre Ideen einzugehen, und die Gaupp unterwarf sich ihr restlos, so eigensinnig sie sonst auf einem Vorschlag bestehen konnte. Diese vierzehn Tage waren ihr heimliches Glück und ihre einzige Erholung. Niemand ahnte das Martyrium, das sie zu Hause mit ihrer kranken und launenhaften Mutter ausstand, die sie mit grundlosen Vorwürfen überhäufte, sowie sie sich nur blicken ließ. Sie hatte keine Freundin. Und man sah sie nie auf der Straße, außer auf den Gängen zu ihrer Kundschaft. Da schlüpfte sie mit kleinen, ein wenig hüpfenden Schritten, mit allerlei geheimnisvollen Paketchen und Taschen beladen, so eilig und scheu an den Häusern entlang, als würde sie verfolgt. Sonntags saß sie zu Hause, auch beim schönsten Wetter und nähte und stickte an ihrer eigenen Garderobe.

Auf dem Klosterhof blieb sie immer über Nacht. Einmal wurde irgend ein Geburtstag oder sonst ein Familienfest gefeiert, als sie gerade oben war, und die Jugend tanzte auf der Parkwiese zur Ziehharmonika. Da hatte man sie überredet, mitzumachen. Und dann hatten sich alle gekugelt vor Gelächter, als die stille und steife kleine Person immer leidenschaftlicher und losgelöster tanzte. Ihre Wangen glühten. Ihre Haare flogen. Und sie konnte kein Ende finden.

Die Familie hatte sich längst zurückgezogen, nur die Knechte und Mägde tanzten noch und — — Lutz, der älteste Sohn, der Sonderling, der nie eine Frau ansah. In der Nacht darauf kam er einfach in ihr Zimmer. Sie hatte es gewußt, und ihre Tür war offen.

Von da an traf sie ihn oft. Er sprach fast nie mit ihr. Sie tanzten nur zusammen wie beim ersten Mal. Im Winter sah sie ihn nicht. Aber das schien ganz natürlich. Anfangs dachte sie gar nichts und ließ sich einfach willenlos in dem Taumel gehen. Dann, an den einsamen Winterabenden, kam sie ins Grübeln. Einen Augenblickerschrausie furchtbar und sah sich an einem Abgrund stehen. Aber der bedeckte sich rasch mit einem bunten Schleier von Träumen. Bald stand es ihr ganz fest, daß Lutz sie heiraten würde. Es gab irgend einen furchtbaren Grund, der ihn zwang, jetzt noch zu schweigen. In dieser Zeit beklagten sich manche Leute, daß Fräulein Gaupp so langsam geworden sei. Sie sah zum Erbarmen aus. Blaß und hohlwangig, mit tiefen schwarzen Ringen unter den Augen. Und sie konnte, wenn sie allein war, stundenlang dasitzen mit der Nadel in der erhobenen Hand, ohne einen Stich zu nähen. Sie mußte immerfort darüber nachgrübeln, was sie wohl tun könnte, um Lutz zu helfen, aber sie fand nichts als dies, daß alles tiefstes Geheimnis bleiben müsse. Sie fühlte sich ein bißchen als Märtyrerin und glaubte fest an einen guten Ausgang. — In den Ostagten, als es wenig auffiel, daß sie verreiste, bekam sie ein Kind in der Klinik der benachbarten Universitätsstadt. Sie hatte es vorher durch geschickte Kleidung fast ganz verbergen können, und es war ein auffallend kleines Kind. Nun erfand sie eine auf schlechte Wege geratene Schwester, die seine Mutter sei. Wer der Vater sei, behauptete sie nicht zu wissen. Man tat, als glaube man ihr.

Wochen danach erst, an einem Sommerabend, sah sie Lutz zufällig auf der Straße. Er grüßte höflich und ging vorbei. Aber drei Tage später wartete er vor der Dorfschenke, in der sie im vorigen Jahr meistens getanzt hatten. Sie würde zehnmal vergeblich gekommen sein, ohne zu zweifeln, daß er am elftenmale sicher da sein würde. Ihr Herz zersprang fast vor Glück, als sie ihn sah. Sie erzählte hastig von dem Kind und von den Maßnahmen, die sie zur Geheimhaltung getroffen hatte. Er lachte und nahm alles ganz selbstverständlich hin. Sie glaubte einen schmerzlichen Zug in seinem Gesicht zu sehen und verstand daraus, daß er nicht einmal nach dem Kinde fragen dürfe. Sie sprach nie mehr davon und tanzte mit ihm und küßte ihn wie vorher. So dauerte ihr Verhältnis mit Lutz vier glückliche Sommer lang.

Dann kam Charlottes Hochzeit. Marta nähte das Kleid, und als Frau Tessing sie bat, doch ein paar Tage zu bleiben, um noch ein bißchen bei den Toiletten der vielen eingeladenen jungen Damen zu helfen, da willigte sie mit Freuden ein. Lutz fühlte sich zum erstenmal ein wenig unbehaglich ihr gegenüber und ging ihr aus dem Wege. Aber das merkte sie gar nicht. Sie war vollauf beschäftigt, denn sie glaubte, daß hinter Frau Tessings Aufforderung ein geheimer Sinn stecken müsse. Den suchte sie zu ergründen. Und bald bildete sie sich ein, Frau Tessing wisse bereits Bescheid, und man wolle ihre Verlobung mit Lutz bekannt machen. Sie betrug sich absichtlich demütig und zurückhaltend, um ihre Erhöhung desto größer zu machen. Sie malte sich die Szene bis in alle Einzelheiten aus. Sobald eine Rede gehalten wurde, wartete sie brennend. Frau Tessing würde sie auf die Stirn küssen, und die schöne Charlotte würde sie in die Arme schließen und ihr zuflüstern, sie habe es schon lange geahnt. Sie sah Lutz Gesicht langsam erröten und plötzlich glücklich aufstrahlen. Er würde anspannen lassen und den Jungen selbst heraufholen lassen. Das war die schönste Entschädigung dafür, daß er noch nicht ein einziges Mal verlangt hatte, ihn zu sehen. — Aber der Hoch-

zeitstag ging vorüber, und es geschah nichts. Sie weinte sich in Schlaf an dem Abend und war am andern Morgen schon wieder getröstet. Je länger es dauerte, desto schöner war die entgültige Lösung.

Danach wartete sie viele Wochen lang vergeblich auf Lutz. Jeden Tag wieder aufs neue überzeugt, daß dies nun die Krisis bedeute. Bis eines Tages die ganze Stadt erfüllt war von dem Gerücht von seiner Verlobung mit Annemarie von Krantz, der reichsten Erbin der Gegend, der er auf Charlottens Hochzeit zum erstenmal begegnet war. Marta nähte gerade bei einer Familie mit vielen Töchtern, und die Jüngste brachte die interessante Nachricht aus der Schule nach Hause und stürmte damit in die Schneiderstube. Marta stand an einem großen Auszientisch und schnitt einen Rock zu. Einen Rock aus schreiendrotem Tuch. Sie schnitt einfach weiter, unfähig, aufzuhören, bis das Tuch auf beiden Seiten herunterfiel. Und dann schnitt sie immer noch mechanisch in der Luft weiter. In einem Augenblick erkannte sie die Wirklichkeit und war vollständig erstarrt. Äußerlich war sie rasch gefaßt. Die Mädels selber waren viel zu aufgeregt, um ihre Verwirrung zu merken. Es gelang ihr sogar, den Rock noch so zurecht zu kriegen, daß niemand etwas von dem zerschnittenen Tuch merkte. Aber am Nachmittag konnte sie nicht mehr. Und da sie völlig grau im Gesicht aussah, glaubte man ihr, daß sie krank sei und ließ sie nach Hause gehen. Sie schrieb einen Brief an Annemarie, in dem sie ganz einfach und unromantisch alles erzählte, wie es gewesen war, nahm dann ihr Bübchen auf den Arm und ging fort, am Fluß entlang auf Schloß Krantz zu. Am andern Morgen ganz früh hatte man sie in einem Dorf dort in der Nähe gesehen. Da hatte sie ein Brötchen für den Buben gekauft. Dann hatte sie ihn offenbar auf einen Stein am Schloßtor gesetzt, ihm den Brief an Annemarie in die Hand gegeben und war direkt in den Fluß gegangen. Man hatte sie bald gefunden. Noch ehe jemand auf den weinenden Buben am Schloßtor aufmerksam geworden war.

In dem Briefe bat sie Annemarie, sich des Kindes anzunehmen. Aber Annemarie löste ihre Verlobung mit Lutz auf und weigerte sich ganz entschieden, irgend etwas mit der Sache zu tun zu haben. Lutz hatte sich niemals Rechenschaft gegeben über sein Verhältnis zu Marta. Daß er sie heiraten könne, der Gedanke war ihm nie gekommen. Sie war ihm angenehm, wie ein Tier. Selbst daß sie ein Kind bekam, gehörte mit zu dem Tierhaften dazu. Dabei war er gar kein Wüstling. Er hatte vor ihr nie eine Frau berührt. Er war gutmütig und fein im Herzen und scheute sich sonst einen andern Menschen zu verletzen. Aber er kam nie dazu, in Marta Gaupp einen selbständigen Menschen zu sehen. Sie war einfach ein Stück seiner eigenen dumpfen Seele. Er bewunderte eigentlich nur dunkle, vornehm und rassig aussehende Frauen, wie Annemarie es war. Annemarie war reich. Sein Vater hatte ihn zuerst auf Charlottes Hochzeit auf sie aufmerksam gemacht. Lutz lachte ihn aus, beobachtete dann selbst und fand, daß sie ihn auszeichnete, und es gefiel ihm. Sein Leben würde äußerlich gesichert sein und gleichmäßig so weiter verlaufen wie bisher. Er hatte feststehende Begriffe von Heimat und Ehe und Ehre, und da paßte Annemarie ausgezeichnet hinein. Sie nahm ihn, weil er fein und zurückhaltend war und nichts von ihr verlangte. Und nicht zuletzt, weil er als ein unverbesserlicher Hagestolz gegolten hatte. Jetzt zog sie sich angewidert und verständnislos zurück.

Lutz' Leben verlief einsam und ein wenig trübe. Er verließ die Heimat und zog als Inspektor von einem Gut zum andern, immer einsam und mürrisch. Um sein Kind kümmerte er sich wenig. Er ließ es gut erziehen und bezahlte willig, was dazu nötig war. Es wurde Lehrer in einem Landstädtchen und war seiner Mutter, der kleinen Schneiderin, sehr ähnlich.

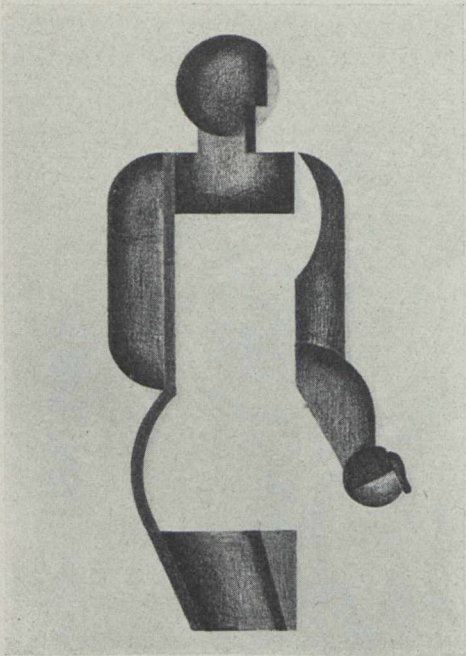
**Die umstrittenen Entwürfe
der Werbeplakate für die
Deutschen Kampfspiele
Breslau 1930**



**Prof. Johannes Molzahn
(Breslau)**
Zur Ausführung vorgeschlagen



**Hanns Leistikow
(Frankfurt a. M.)**



Prof. Willi Baumeister
(Frankfurt a. M.)



Alfred Scheu (Breslau)



Prof. Willi Baumeister

Erich Murcken (Breslau)



Alfred Scheu (Breslau)



Die schlesischen Jahre der Herzogin Dorothea von Sagan

Von Friedrich Andrae

Als die Herzogin Dorothea im Juni 1840 nach Schlesien kam, das von nun an ihre bleibende Wohnstätte werden sollte, stand sie im 46. Lebensjahr, und mehr als ein Menschenalter war vergangen, seitdem sie ihr preußisches Geburtsland verlassen hatte. Denn im Zentrum Preußens, in Berlin, war diese aus baltischem Blute entsprossene Fürstentochter am 21. August 1793 geboren worden, als jüngstes Kind des reisefreudigen letzten kurländischen Herzogspaares. In Berlin hatte sie aber auch nach der bald darauf erfolgten Abdankung ihres schon 1800 verstorbenen Vaters, des Herzogs Peter von Kurland, Kindheit und frühe Jugend zumeist verlebt. Hier hatte sich ihr Leben in den durch die elterlichen Beziehungen gegebenen Kreisen bewegt. Mit den gleichaltrigen preußischen Königskindern, wie mit den gleichaltrigen Enkeln des alten Aufklärers Friedrich Nicolai, hatte sie in vertrautem Verkehr gestanden, und in das schöngeistige Treiben um ihre Mutter, die mit großer gesellschaftlicher Unbefangenheit „Juden und Christen, Gelehrte und große Herren, Schauspielerinnen und Damen der besten Gesellschaft“ in ihrem Salon versammelte, hatte das von Natur und durch Erziehung früh geweckte Prinzesschen einen Blick tun dürfen. Kindlich froh, aber doch mit dem Ernst und der Nachdenklichkeit eines ohne Geschwister aufwachsenden, früh auf sich selbst gestellten Kindes — denn von ihrer nächstälteren Schwester war sie durch ein Jahrzehnt getrennt, und die immer unterwegs befindliche Mutter kümmerte sich nicht sonderlich um die Tochter —, dabei von ihren Gouvernanten für die Hofwelt vollendet erzogen, und in dieser Wohlerzogenheit das ständige Vorbild für die preußischen Prinzen; in ihrer äußeren Erscheinung eine Verkörperung der Mignon aus dem Wilhelm Meister; in ihrer Gesinnung durchaus preußisch empfindend: das sind ein paar Züge des Bildes der Dreizehnjährigen, das die Zeitgenossen überliefern.

Dann war Jena gekommen, und die preußische Katastrophe hatte auch die kurländische Prinzessin — ihre Mutter war gerade wieder einmal auf Reisen — in die Flucht des Berliner Hofes nach Osten mit fortgerissen. Die preußische Katastrophe hatte aber auch die Mutter bestimmt, den Blick nach Osten zu richten und auf eine festere Knüpfung ihrer alten, nie ganz abgerissenen Verbindungen mit dem Zarenhause bedacht zu sein; Verbindungen, die dann schließlich darauf hinausliefen, daß die als reiche Erbin vielumworbene Dorothea der Preis und das Opfer der berühmten Verständigung wurde, in der sich Alexander I. und Talleyrand gegen Napoleon verbänden. 1809 hatte die Sechzehnjährige sich mit Talleyrands Neffen, dem Grafen Edmund de Périgord, einem schneidigen napoleonischen Kavallerieoffizier vermählen müssen, der ihr schon als Kriegsgegner ihrer preußischen Freunde ein unsympathischer Heiratskandidat gewesen war. Zwei Jahre später hatte sie den Glauben gewechselt, durch Bossuets Schriften — wie eine allerdings nicht ganz einwandfreie Überlieferung berichtet — für die katholische Kirche gewonnen. Doch läßt die Religiosität Dorotheas keinen Zweifel darüber, daß sie dem dogmatischen Katholizismus des französischen Barock, wie ihn vor allem Bossuet vertritt, sehr viel näher stand als der mystischen Richtung von Bossuets Gegner Fénelon. Ja, in der Wahl der Marquise von Maintenon zu ihrem heroischen Lebensideal scheint Dorothea ihre

Entscheidung für Bossuet fast bekenntnishaft zu unterstreichen, wenn auch diese Wahl zugleich noch andere Parallelen in den beiderseitigen Lebensläufen versinnbildlicht, z. B. das beiden gemeinsame Konvertitentum oder die aufopferungsvolle Betreuung eines alternden großen Staatsmannes, die bei beiden eine so außerordentliche Rolle spielt.

So wenig für Dorotheas weitere Entwicklung ihre lange, erst 1829 wegen Verschwendung des Gatten geschiedene, aber schon früh gelockerte Ehe bedeutet hatte, so bedeutsam war für sie die Zugehörigkeit zur Talleyrandischen Familie dadurch geworden, daß sie mit dem Haupte derselben, dem Oheim ihres Gemahls, in jene „einzigartige Verbindung“ getreten war, „die nur der Tod hätte lösen können“. In dieser fast fünfundzwanzigjährigen auf dem Wiener Kongresse begonnenen und an Talleyrands Sterbelager geendeten Gemeinschaft war sie als Salondame des Oheims, als seine politische Schülerin und Vertraute, als die Verwalterin seines Vermögens und seines Erbes zur Meisterin in den Künsten geworden, auf denen ihre „europäische“ Berühmtheit sich gründete. Alfred von Reumont hat sie aus eigenem Erleben in den Sätzen umschrieben: „Keine Frau unserer Zeit hat einen ähnlichen Ruf von Weltklugheit und politischer Einsicht, von Kenntnis der Personen und Zustände verschiedenster Länder und verschiedenster Sphären, von geselliger Anmut und Liebenswürdigkeit erlangt. Man hat sich wohl kaum verhehlt, daß das Leben in dieser Atmosphäre, der intime Umgang mit einem Manne, dessen politische Laufbahn und moralische Haltung bis zu späten Jahren der Kritik so reichen Stoff boten, nicht ohne schädlichen Einfluß bleiben konnte. Aber man ist im allgemeinen geneigt gewesen, über die Schattenseiten hinweg zu gehen und den Blick nicht zu tief unter die Oberfläche dringen zu lassen, von dem wirklichen Glanz dieser Oberfläche angezogen, ja bezaubert.“

Weite und Grenzen eines solchen Ruhmes sind in diesen Sätzen vom Allgemein-Moralischen her angedeutet. Wollen wir den Einfluß etwas näher bestimmen, den Talleyrand als Bildner auf dieses Frauenleben haben konnte, so werden wir zunächst des sichern Besitzes an hoher geistiger Kultur und formgewandter Anmut des gesellschaftlichen Verkehrs zu gedenken haben, über den Talleyrand als Mann des ausgehenden Ancien régime verfügte. „Die prunkvolle, bedingungslose Herrschaft russischen Stils, die Dorothea ihre kurländische Geburt vermittelte, vereinigte sich in ihr mit einem Schimmer des aristokratischen Frankreichs vor der Revolution, dessen Tradition Talleyrand ihr übergab“, so hat Hedda Oehlke in ihrem Lebensabriß der Herzogin (Schlesische Lebensbilder Bd. III) diese Seite von Talleyrands erzieherischem Einfluß knapp und glücklich ausgedrückt. Indessen Talleyrand bedeutete für Dorothea doch mehr als ein schwer zu übertreffendes Vorbild in der vollen Beherrschung des Geistes und der gesellschaftlichen Formen einer abgelaufenen Kulturepoche. Auf der Grenzscheide des aristokratischen 18. und des demokratischen 19. Jahrhunderts erwachsen und schon von den Zeitgenossen als Repräsentant des Geistes zweier Zeitalter begriffen, vermochte er wie kaum ein anderer in seiner Schülerin die feine Witterung für kommende Dinge zu wecken, in ihr die Fähigkeit schneller und unbedenklicher Umstellung auf neue Situationen und Konjunkturen zu entwickeln, ihr etwas mitzuteilen von seinem Mitschwingenkönnen mit dem Zeitgeiste, ohne doch deshalb für das eigene Leben auf alte liebe Gewohnheiten und Traditionen zu verzichten.

Endlich verdankte Dorothea ihrem Meister einen Schatz von politischen Einsichten und Überzeugungen, die auf den Ideen des anglomanen liberalen französischen Adels und Großbürgertums von 1789 (der Gesellschafts- und Bildungsschicht Talleyrands) beruhten und die nach den Intermezzi des Kaiserreiches und der Restauration in der Politik des Friedens nach außen, der Mäßigung und Versöhnung im Innern, wie sie das Julikönigtum verfolgte, wieder zu Ehren gekommen waren. Die Sympathien für englische Ideen und Zustände, die Talleyrand in ihr erregt hatte und die während seiner Londoner Gesandtschaft, auf die Dorothea den Oheim begleitete, noch erlebnismäßig vertieft worden waren, brachten die Herzogin auch in nahe Beziehungen zu Politikern wie de Broglie, de Barante, Guizot, Royer Collard usw., und wenn wir in den Briefschätzen des uns durch Erich Grabers Inventarisierung bequemer übersichtlich gemachten Saganer Schloßarchivs Umschau halten, so begegnen wir immer wieder den Namen dieser Vertreter der anglomanen Gruppe des französischen Liberalismus. Dorothea hat die politischen Ideen und Sympathien ihres Oheims als dessen Vermächtnis heilig gehalten. Aber sie ist auch nie über diese politische Gedankenwelt hinausgekommen. Der mit Napoleon III. und Bismarck zur Herrschaft gelangenden Realpolitik, welche die politischen Ideen den Zwecken der Macht unterwarf, versagte sich die Schülerin Talleyrands schon in den ersten Anfängen. Sie hatte für einen Aktivisten wie Thiers keinerlei Sympathie, und die Verachtung, mit der sie Bismarcks außenpolitischem Debut während des Krimkrieges begegnete, zeigt, daß sie auch weiterhin keine Nötigung empfand, sich auf den realpolitischen Standpunkt umzustellen. „Herr v. Bismarck,“ so schrieb sie im März 1854 als die Westmächte Preußen im Verein mit Österreich zum Beitritt zu ihrer Allianz gegen Rußland aufgefordert hatten, „will bei den Verhandlungen den Brotkorb höher hängen. Er sagt, je weniger man sich beeilt, um so höher würde man in Wien die Mitwirkung Preußens bezahlen. Kurz, er macht es wie der Jude und verhandelt so wie Rothschild, wenn er eine neue Anleihe abschließt. Ich finde nicht, daß es die gute und vornehme Art ist, in der ein großer Staat in großen europäischen Krisen ein Schiff führen soll. Wenn es so gelenkt wird, kann es leicht scheitern.“

Am 17. Mai 1838 war Talleyrand gestorben, noch kurz vor dem Ende auf Beibehalten, seiner Nichte mit der Kirche ausgesöhnt. Dorotheas Leben hatte ihr Zentrum verloren, und die Leere, die nun in dasselbe eintrat, macht es verständlich, daß sie einen äußeren Anlaß, ihre Verhältnisse zu verändern, mit Eifer ergriff. Dieser Anlaß ergab sich aus dem Grundbesitz der kurländischen Familie in Schlesien, in dem durch den Tod der Herzogin Wilhelmine von Sagan, der kinderlosen ältesten Schwester Dorotheas, ein Besitzerwechsel eingetreten war.

Die Entstehungsgeschichte des schlesischen Grundbesitzes der Herzöge von Kurland entzieht sich in den meisten Einzelheiten noch unserer Kenntnis. Jedenfalls hatte sich schon Dorotheas Großvater, Ernst Johann Biron, der Begründer ihrer Dynastie, in Schlesien ansässig gemacht und hier 1734 die im heutigen Kreise Groß-Wartenberg gelegene gleichnamige Standesherrschaft erworben. Wahrscheinlich sah er in diesem Besitz eine vor russischem Zugriff sichere Zufluchtsstätte für sein abenteuerliches, immer etwas fragwürdiges Herrscherdasein. Dem Beispiel des Vaters war sein ältester Sohn, Peter, gefolgt, der 1785, bereits 10 Jahre vor seiner Thronentsagung, das Herzogtum Sagan von dem Fürsten von Lobkowitz für eine Million

Gulden kaufte. Peter von Kurland befand sich in ewigem Hader mit seinen Ständen. Auch er glaubte sich, wie es scheint, nach einem Refugium umsehen, jedenfalls aber sein Vermögen durch Kapitalanlagen im Ausland sicherstellen zu sollen. Denn er hat außer Sagan noch weitere Grundbesitz erworben, in Schlesien, Böhmen und anderswo. In Schlesien besaß er noch die alte Jesuitenresidenz Deutsch-Wartenberg und einige Güter im Grünberger Kreise. Die Vorstellung eines schlesischen Refugiums gehörte offenbar zu den Bironischen Familientraditionen. Wir begegnen ihr auch bei Dorothea wieder, die 1840, bald nach ihrer Ankunft in Schlesien, schreibt: „Ich habe mir gesagt, daß dieses Land hier eine gute Zuflucht sein würde bei den Erschütterungen, von denen der Westen Europas immer mehr oder weniger bedroht ist, und zu den Zeiten einer Revolution würde man sich aus der Rauheit des Klimas nicht viel machen.“

Das Fürstentum Sagan war ein Thronlehen, d. h. ein Lehen, das vom Landesherrn als Lehnsherren vergeben wurde, und als solches auch von dem Gesetz vom 2. März 1850, das in Preußen bei allen inländischen Lehen das Obereigentum des Lehnsherren aufhob, ausgenommen war. Ursprünglich ein Mannlehen hatte es Friedrich der Große beim Übergange Sagens an den Herzog von Kurland der nur Töchter besaß, in ein Kunkellehen verwandelt, wodurch es auch in weiblicher Linie erblich wurde. Infolgedessen blieb Sagan, das 1800 die älteste Tochter Wilhelmine erbte, in der Familie Peters, während die diesem 1769 von seinem Vater überlassene Standesherrschaft Wartenberg an die männliche Deszendenz seines jüngeren Bruders, Karl Ernst Biron, des Stammvaters der Prinzeß Biron von Kurland fiel. Die übrigen Töchter Peters wurden anderweitig bedacht. Dorothea, die jüngste, erbte Deutsch-Wartenberg und die Güter im Grünberger Kreise. Dieses Erbteil hatte sich während der Minderjährigkeit der Prinzessin durch die geschickte Verwaltung ihres Administrators erheblich vermehrt, „vielleicht sogar verdoppelt“. So wuchs sich der Anteil Dorotheas zu einer dritten großen Bironischen Herrschaft in Schlesien aus, und als nun 1839 die Herzogin Wilhelmine von Sagan starb, faßte Dorothea den Plan, die Saganer Herrschaft ihrer Schwester mit ihrer eigenen zu vereinigen. Da jedoch Sagan nach dem Tode Wilhelmines an die zweitälteste Schwester, die Fürstin Pauline von Hohenzollern-Hechingen, übergegangen war, so bedurfte es zur Ausführung des Planes noch umständlicherer Verhandlungen. Dorotheas Lehensvertrag mit dem Könige von Preußen hat erst unterm 8. März 1846 die königliche Bestätigung erhalten. Ein Jahr darauf wurde die Erbfolge durch Familienschluß geregelt. Danach blieb Sagan ein Weiberlehen mit dem Vorzuge des Mannesstammes vor der weiblichen Deszendenz in der Nachkommenschaft des Herzogs Peter von Kurland.

Die Umstellung ihres Lebens von Paris und den lieblichen Landsitzen der Touraine auf die „rauen Einöden von Sagan“, wie die Herzogin noch nach ihrer Akklimatisation in Schlesien nicht nur scherzhaft sagte, bedeutete auch für die anpassungsfähige Dorothea einen gewaltigen Sprung. So finden wir denn auch die ersten Seiten des Jahres 1840 in ihrer „Chronik“ von trüber Resignation erfüllt. Das nächste Ziel ihrer Reise ist Berlin, wo es sich zu orientieren und alte Beziehungen zu beleben gilt. Die Reisestimmung schwankt zwischen Bewunderung für die preußischen Chausseen und die Schnellposten Naglers, und zwischen Klagen über den

Mangel an Komfort. Im ganzen fühlt sie sich sehr unbehaglich. Ihre deutsche und ihre französische Seele liegen ständig im Widerstreit. Sie ist bekümmert, daß sie beim Betreten ihrer Geburtsstadt Berlin so gar keine Rührung empfinde, nur Neugier wie in den anderen Städten auf der Reise. Sie fühlt sich isoliert, entwurzelt, so gar nicht at home — in London würde das anders sein. Aber sie schämt sich auch, daß sie die Sprache ihres Geburtslandes nur mit Zögern spreche, daß sie als „undankbare Tochter Deutschlands“ nur die materiellen Unbequemlichkeiten verspüre, daß sie nur das Ärmliche und Häßliche der märkischen Landschaft sehe, daß sie ihren alten preußischen Patriotismus ganz verloren habe. So hält es sie nicht lange in der Hauptstadt, um so weniger, als sie den eigentlichen Zweck der Reise, die Wiederanknüpfung ihrer Hofbeziehungen, nur unvollkommen erreicht. Denn Friedrich Wilhelm III. liegt im Sterben und der unzugängliche Hof hat sein Interesse ganz auf den bevorstehenden Regierungswechsel konzentriert. Am 13. Juni 1840 ist Dorothea auf ihrem Landsitze Günthersdorf (Kr. Grünberg). Und hier auf eigenem Grund und Boden, „in meinen Staaten“, stellt sich denn auch mit der Übernahme eines neuen Aufgabenkreises allmählich das schmerzlich entbehrt Heimatgefühl wieder ein. Es ist reizvoll, an der Hand ihrer Chronik zu beobachten, wie systematisch sie bei ihrer schlesischen Installation zu Werke geht. Zunächst freilich glaubt man dieser großen Dame ihr „echtes“ Landleben in Günthersdorf noch nicht ganz, und, wenn sie erzählt, welch' Vergnügen ihr das Brüllen der Kühe und das Leben bei der Heuernte bereite, so schmeckt das ein wenig nach einer neuen Auflage des Idylls von Klein-Trianon. Aber, wenn man dann weiter sieht, wie sie kein Unwetter, keine Mückenplage der Oderwälder, keinen schlesischen Landweg scheut, um mit ihren Beamten alle ihre Güter abzufahren; wie sie sich auch in den Einzelheiten nicht bloß über deren Wirtschaftlichkeit, sondern auch über die sozialen, sittlichen und religiösen Verhältnisse der Untertanen zu unterrichten bemüht, so bekommt man doch Respekt vor dem Ernst und dem Pflichtbewußtsein, die hinter solchem Tun und Treiben stehen. Vor allem, wenn man das Ganze ihrer Regierung überblickt, wird doch sehr deutlich, daß auch diese Anfänge schon mehr sind als nur eine angenehme, vorübergehende Abwechslung oder als nur ein etwas krampfhafter Versuch, ihre Lebensleere irgendwie auszufüllen. Das Regieren liegt ihr im Blut, aber sie will auch nützlich, wie sie selbst sagt, regieren und verleugnet dabei jene geschäftstüchtige Umsicht nicht, die es ihr schon in Frankreich ermöglicht hatte, die schlimmsten Folgen des Bankerottes ihres Oheims abzuwenden, der wie alle Talleyrands in Geldsachen mehr als unbekümmert war.

Sicherlich ist die Regierung der Herzogin Dorothea von Sagan ihr Leben lang eine seigneuriale und patriarchalische geblieben, und Momente des persönlichen Interesses, des persönlichen Wohlbehagens haben in ihr eine sehr große Rolle gespielt. Wochen, Monate lang, wohl das halbe Jahr hindurch, ist sie von Schlesien entfernt, auf Reisen nach Berlin, nach Paris, in die Bäder. Und überall, wo sie auftritt, geschieht das unter Entfaltung seigneurialen Prunkes. Die Eleganz und Kostbarkeit ihrer Toiletten ist berühmt und viel beneidet. Niemand in Berlin hat so schöne Wagen, Pferde und Livreen wie die Herzogin. Aber diese Reisen sind doch nicht nur der Zerstreung gewidmet, bieten nicht bloß willkommene Gelegenheit, Reichtum und Luxus zu zeigen; sie dienen auch in hohem Maße ihrer Fortbildung und dem Bestreben, mit

den führenden Stätten des politischen und geistigen Lebens in Fühlung zu bleiben. Sie dienen ferner, wie die alljährlichen Berliner Aufenthalte, der Saganer Politik. Es ist doch mindestens fraglich, ob Sagan dem Talleyrandischen Geschlecht erhalten geblieben wäre ohne die auf häufigen Besuchen und Gegenbesuchen sorgfältigst gepflegten Beziehungen zum Hohenzollernhofe, die freilich für die durch manche gemeinsame Erinnerungen und Sympathien mit den Mitgliedern des preußischen Königshauses verbundene Dorothea zugleich auch erfreuliche Beziehungen waren. So sind diese Reisen trotz des großen Aufwandes, den sie bedingten, auch ihren Untertanen förderlich gewesen. Und was in diesem Sinne von ihrem Reiseaufwand gilt, das gilt noch in höherem Maße von den großen Aufwendungen für ihre Parkschöpfungen und Luxusbauten. Durch diesen Aufwand wurden Werte geschaffen, die nicht nur dem persönlichen Wohlbehagen der Herrschaft, sondern mittel- oder unmittelbar auch der Allgemeinheit der von ihr Regierten zugute kamen. Die Saganer Lokalgeschichtsschreiber weisen immer wieder darauf hin, daß die Herzogin die für ihren Bedarf erforderlichen Gegenstände grundsätzlich nicht in auswärtigen Fabriken, sondern durch Saganer Handwerker herstellen ließ.

Aber die kulturellen Schöpfungen der Herzogin erschöpften sich doch nicht in ihren für die persönliche Liebhaberei geschaffenen Werken. Neben ihren Luxusbauten stehen — kaum geringer an Zahl — ihre für die Gesamtheit bestimmten kirchlichen und humanitären Bauten und Einrichtungen. Sie sind in der Hauptsache ein Ausfluß der Dorothea eigentümlichen dogmatischen Religiosität und begreiflicherweise in erster Linie ihren katholischen Untertanen zugewendet. Aber sie hat auch unter den Protestanten ihrer Herrschaft religiöse Bestrebungen gefördert und werktätig unterstützt, wenn sie sich in kirchlichen Bahnen bewegten; von der Vorstellung geleitet, daß eine kirchlich befestigte Frömmigkeit das wirksamste Vorbeugungsmittel gegen die soziale Gärung und Empörung des Zeitalters sei. Der mystisch-schwärmerischen Bewegung im Schlesien der vierziger Jahre stand sie ausgesprochen feindlich gegenüber und sie benützte ihre guten Beziehungen zum Breslauer Fürstbischof, um christkatholisch infizierte Pfarrer aus ihrem Gebiet zu entfernen.

Indessen, über das religiös-patriarchalische hinausgehend, klingt durch Dorotheas humanitäre Bestrebungen hier und da bereits ein moderner anmutender sozialpolitischer Unterton. Wenn sie z. B. im Hungerjahr 1847 in ihren Parkanlagen außer dem 150 Köpfe starken Personal ihrer Gärtnerei noch ein halbes Hundert Saganer Ortsarme beschäftigt und dieselben trotz enttäuschend geringer Leistungen wochenlang löhnt, so zeigt sie, daß ihr der uns heute leider nur zu vertraute Begriff der Notstandsarbeit nicht fremd ist. Es wäre nicht richtig, wollte man solche modernere Nuance ihrer Charitas überschätzen, aber es wäre noch weniger richtig, sie zu übersehen. In einem Briefe aus dem Jahre 1852 hat Dorothea selbst das Fazit ihrer Saganer Regierung gezogen: „Ich liebe Sagan trotz seiner Mängel, für die ich nicht blind bin. Es hat mich zu viel Anstrengungen und Opfer gekostet, um es nicht zu lieben. Ich habe diese Gegend wieder aufgemuntert, habe Leben und Bewegung in die Bevölkerung gebracht. Ich habe einigen Grund zu glauben, daß ich hier wohl gelitten bin und daß man hier meinen Tod fürchtet wie das Ende der Welt, d. h. wie das Ende dieses kleinen fast unsichtbaren Punktes der Welt.“ Daß diese Worte nicht in holder Selbsttäuschung niedergeschrieben wurden, beweisen die Memoiren des Prinzen Kraft zu Hohenlohe, der als Vertreter König Wilhelms an der Be-

stattung der Herzogin teilnahm. Hohenlohe schreibt: „Der Park war von der meilenweit herzugeströmten Volksmenge ganz angefüllt. Es mögen wohl an 10 000 Menschen versammelt gewesen sein. Die Menschen drängten sich entblößten Hauptes heran, um wenigstens den Sarg noch einmal zu sehen und ich sah nichts als bitterlich weinende Menschen.“

Wenn schließlich Sagan für die Herzogin Dorothea aus einem Refugium zu einer wirklichen Heimat geworden ist, so dürfen wir dabei nicht vergessen, daß sie gerade in Schlesien mit seinem zahlreichen hohen internationalen Adel Menschen fand, die in jedem Sinne des Wortes ihr Typ waren. Wir verdanken es Kurt Groba und seinem schönen Artikel über den Fürsten Hermann von Pückler-Muskau (Schlesische Lebensbilder, Bd. I), daß uns dieser schlesische Adels- und Menschentypus in einem seiner ausgeprägtesten Vertreter deutlich sichtbar geworden ist. Groba hat die allgemeine zeitgeschichtliche Bedeutung Pücklers dahin zusammengefaßt, daß dieser in den primitiveren sozialen Verhältnissen des deutschen Ostens noch ein halbes Jahrhundert lang für seine Person die große Daseinsform der westlichen liberalen anglomanen Grandseigneurs des ausgehenden Ancien régime behauptet habe und dies nicht bloß als abseitige Fronde gegen neuere Zeittendenzen, sondern mit dem offensten Sinn für den Wert neuer Bestrebungen, ja mit dem stärksten Einsatz aller seiner nicht unbedeutenden Kräfte. Ich hoffe, daß nun deutlich wird, warum Pückler für Dorothea mehr sein mußte als nur ein liebenswürdiger Gutsnachbar, ein hilfsbereiter Berater in ihren gärtnerischen Anlagen, ein teilnehmender Freund ihres Herzenskummers und ein feinsinniger Interpret der deutsch-französischen Zweiseelenhaftigkeit ihres Wesens. Denn über dies alles hinaus war Pücklers Gestalt für sie eine lebendige Bejahung ihres eigenen Menschen- und Gesellschaftstypes und in seiner Ungebrochenheit eine Hoffnung, den grandseigneurialen Typus durch Anschmiegun an die Zeitforderungen auch gegenüber der stürmischen, adelsfeindlichen Offensive ihrer demokratischen Epoche zu behaupten.

So gesehen, eröffnet sich für uns auch ein tieferes Verständnis für das Liebesverhältnis, das die fast 50jährige Frau an den um mehr als ein halbes Menschenalter jüngeren Fürsten Felix Lichnowsky band, den man mit sehr viel Recht Pücklers Schüler nennen darf, der aber in seiner politischen Aktivität den grandseigneurialen Typus für Dorothea noch nach einer anderen und sie besonders ansprechenden Seite verkörperte als die kontemplativere Künstlernatur Pücklers. Die erotischen Untergründe dieses Verhältnisses sind uns nicht mehr zugänglich. Die Herzogin hat alle Dokumente ihrer Liebesgeschichte restlos vernichtet. Es sind aber auch nicht die individuellen Menschlichkeiten, die in diesem Verhältnis mitgespielt haben mögen — Eigennutz auf der einen, Weibliches allzu Weibliches auf der anderen Seite — die uns hier wichtig erscheinen, sondern das Symbolische einer solchen Bindung: der gemeinsame Glaube, die aristokratischen Traditionen der Vergangenheit hinüber zu retten in die demokratische Gegenwart. An diese Möglichkeit hat nicht nur die liebende Dorothea, die in ihrem Freund die glänzende Verkörperung eines neuen vorbildlichen Adelstypus, gewissermaßen den Grandseigneur eines parlamentarischen Zeitalters sah, geglaubt, sondern auch der nüchternere Chronist der Zeitgeschichte. „Zwischen die Erinnerungen eines alten, edlen Geschlechts und die Hoffnungen einer politischen Zukunft mitten inne gestellt, mußte Lichnowsky begierig jede Gelegenheit ergreifen, die ihn nicht bloß zum Fortsetzer jener, sondern zum Begründer

einer neuen politischen Ahnenreihe zu machen versprach. Er faßte es leicht und rasch, daß es darauf ankomme, das Gehässige, das an dem Namen der Aristokratie haftet, zu tilgen, und die Berechtigung einer solchen zwischen Volk und Regierung in der Mitte gestellten Macht auch dem Volke begreiflich zu machen“, so heißt es in den „Biographischen Umrissen der Mitglieder der deutschen Nationalversammlung,“ der eingehendsten und gerechtesten Würdigung des Fürsten. Praktisch haben sich solche Tendenzen ausgedrückt in der mehrfachen Kooperation Dorotheas und Lichnowskys in der Herrenkurie des vereinigten Landtages, z. B. bei der Unterstützung des von dem Prinzen Biron von Kurland, eingebrachten Antrages auf Abschaffung der Patrimonialgerichtsbarkeit, hinter den sich auch die Grafen Yorck und Dyhrn stellten.

Wir wissen heute, daß diese „neue politische Ahnenreihe“, von deren Begründung Lichnowsky und Dorothea träumten, nicht gekommen ist. Bismarck, der in demselben Jahre 1862, in dem Dorothea starb, in den Zenith seiner Macht zu treten begann und von da an bis 1914 das politische und das Lebensideal der Mehrzahl der preußischen Adligen bestimmte, hat an die Traditionen des alten liberalen und anglo-manen Grandseigneurs nicht angeknüpft. Er zog vielmehr in Gestalt der Freikonservativen auch die Liberalen unter den schlesischen Aristokraten in seine Bahnen und in seinen Bann. Für Dorothea aber war dieser Traum wohl schon an jenem Septembertage von 1848 ausgeträumt, an dem Lichnowsky der Bestialität des Frankfurter Pöbels zum Opfer gefallen war. Fortan stand ihr Leben unter der Parole: „Ruhe, Meditation, Sammlung,“ wie sie selbst in dem schon erwähnten Rechenschaftsberichte von 1852 schreibt.

Eugen Spiro

Von Fritz Nemitz

Als Eugen Spiro 1892 mit achtzehn Jahren die Kunstschule seiner Vaterstadt Breslau bezog, ging er zu Albert Bräuer, jenem vielleicht einzigartigen Lehrer, dessen Name in der Kunstgeschichte so gut wie unbekannt geblieben ist, dessen Persönlichkeit aber in der Dichtung weiterlebt: Michael Kramer in Gerhart Hauptmanns gleichnamigem Drama ist jener Albert Bräuer. Der Einfluß dieses von echtem Enthusiasmus erfüllten Schwärmers, der, während er zwischen den Staffeleien hin und her ging, von Gott und der Welt sprach, muß außerordentlich gewesen sein. Mit größter Ehrfucht erzählt Spiro von seinem Lehrer, und jedesmal wenn er künstlerisch gefährdet war, in allen Krisen, erschien warnend und mahnend der Geist Bräuers.

Nach Breslau kam München, wo der junge Spiro zunächst bei Lindenschmiedt und Marr arbeitete, um dann aber, als Stuck 1896 an die Akademie berufen wurde, zu diesem überzugehen, der die Jugend damals in seinen Bann zog. Es wurde hier handwerklich viel gelernt, aber Spiro mußte auch seinen Tribut an München zahlen; denn München war damals eine Stadt, die man nicht ungezeichnet verließ, im guten wie im schlechten Sinne. Der Tribut war eine betont dekorative, flächenhafte Malweise, der viele andere erlegen sind. Bräuers Stimme trieb den jungen, schnell zu Erfolg gekommenen Spiro nach Italien, wo er die alten Meister studierte und auch eine Reihe Kopien nach Rembrandt, Valasquez, Tizian schuf.

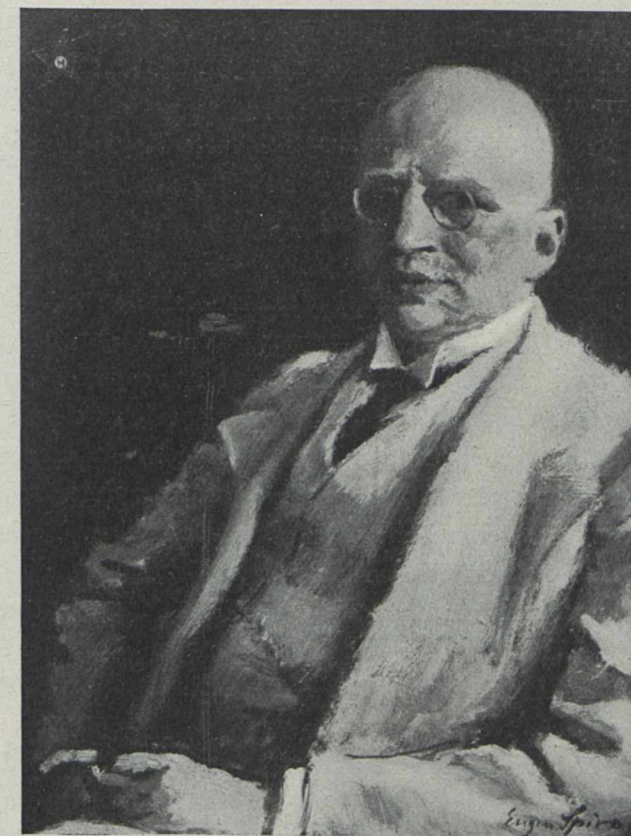
Die entscheidende Wandlung geschah aber in Paris; und hier war es zunächst Manets

Gemälde von

Eugen Spiro



Erich Kleiber dirigiert die „Entführung“



Bildnis des Chemikers Prof. Haber



Die Schlafende
(1926)

432



Dalmatinische
Landschaft
Berlin, Kronprinzenpalais

433

„Olympia“, die den Umschwung brachte; ein Bild, das auch für die französische Malerei von revolutionärer Wirkung war, nachdem es zuerst von Kritik und Publikum mit Hohn und Abscheu zurückgewiesen war.

Spiro machte eine ausgezeichnete Kopie dieses historischen Bildes, die noch in seinem Besitz ist, und im vorigen Jahre hatte der Maler das Glück, für einen Berliner Kunstfreund Manets „Frühstück im Freien“, das zwei Jahre vor der Olympia entstanden war, kopieren zu können.

Unter dem Eindruck der französischen Malerei, insbesondere der impressionistischen Malart, wird die Palette lockerer, geschmeidiger, weicher und eleganter. In Paris berauscht er sich am Leichten, Schwebenden der Atmosphäre, am zitternden Fluß der Farben und findet eine alte Malkultur, die auch bei gewandelter Sehweise die Linie der Tradition fortführt. Tradition haben heißt für den Franzosen nichts anderes als neue Traditionen schaffen.

Es war eine Zeitlang Mode, die impressionistische Malweise als flüchtige Augenblicksmalerei, als bloßen Naturalismus zu verurteilen. Doch handelte es sich nicht nur um das Festhalten des unmittelbaren Netzhautindrucks, sondern das Ziel war die Bezwingung des dreidimensionalen Erlebnisses durch die Fläche, die Synthese von Natur und Abstraktion. Es war gar nicht das Ideal der Impressionisten, „in jeder Stunde vor einem anderen Bilde zu sein.“ Bei aller Naturnähe kam es ihnen nicht so sehr auf die äußere, sondern auf die innerlich gesehene Natur an.

Neben den impressionistischen Einflüssen wird für Spiro die Auseinandersetzung mit Cézanne wesentlich, doch wirkt Cézanne weniger durch die Art des Bildaufbaues, durch die konstitutive Form, als durch die Sensibilität des Farblichen, durch die Modellierung mit feinsten Tonwerten.

In Spiros Natur ist Triebhaftes und Wille, Gefühl und Geist in glücklicher Mischung vereinigt, und zwar so, daß immer sein sicherer Instinkt Entscheidung und Kontrolle ausübt, während seine Intelligenz stark genug ist, die gefährliche Gabe der Sensibilität zu zügeln.

Da Spiro seine Mittel zu organisieren versteht und sein Instinkt ihn nicht über die Grenzen seiner Begabung hinausgehen läßt, kommt er zu einer eigenen Handschrift. Die Sensibilität der Farbe aufs höchste zu steigern, ohne das feste Gerüst der Komposition aufzugeben, ist das Ziel. Ähnlich wie Cézanne, aber in intimerer, lyrischerer Art, modelliert er mit Farbe und Ton, mildert er die Kontraste, vervielfacht, raffiniert er die Töne. Ein Rest München bleibt dabei noch bestehen.

Der fällt in den Jahren nach dem Kriege, als der Maler wieder reisen kann, in der Auseinandersetzung mit der deutschen und französischen Landschaft. Bilder, wie die Kirche in Calvi oder der Quai in Ajaccio, die während eines Aufenthaltes in Corsika 1927 entstanden sind, zeigen den Maler im Besitze der technischen Mittel wie der persönlichen Form. Mühelos scheinen sie heruntergemalt und sind doch von strenger Disziplin. Das Verlassene, Ausgedörrte eines kleinen Kirchenplatzes ist überall zu spüren, auch da, wo ein wenig Schatten hinfällt. Die kahlen, kaum durchbrochenen, von der Sonne zerfressenen, unendlich reich getönten Mauern sind von einem Reichtum der Töne, die das Auge in immer neuen Nuancen erfreuen; ein Fest für die Augen. Das Gesetz des Wohlklanges regiert diese Bilder.



Eugen Spiro:
Kirche in Calvi

Spiros Einfühlungsgabe befähigt ihn auch zum Porträt, das Trübner einmal als den Parademarsch der Malerei bezeichnet. Plastisch, bis ins Detail durchmodelliert hebt sich etwa in dem Bildnis des Geheimrats Haber, seines schlesischen Landmanns, die Kugel des Schädels aus dem Hintergrunde ab; die Atmosphäre des Dargestellten ist aufgefangen, das Übrige wird summarisch, in großzügigen Pinselstrichen gegeben. Bei den Frauenporträts zeigt Spiro wahres Verständnis für die Eleganz, lebendiges Empfinden für den Reiz des Weiblichen; doch läßt er es mehr fühlen, als daß er es betont, er behandelt es genau so diskret wie das Beiwerk. Das Ganze muß selbstverständlich sein, das klingt sehr einfach, aber in der Kunst ist das Einfache immer das Schwierigste. Vor Spiros besten Bildern fühlt man, „daß das Bildnis eines Menschen der beste Text zu allem ist, was sich über ihn empfinden und sagen läßt“.

Zu dem malerischen Werk kommt ein verhältnismäßig kleiner graphischer Beitrag, der Spiro als gestrichen Zeichner ausweist. Bekannt ist seine Lithographienfolge „Im Konzert“ geworden, die Oscar Bie mit einem ebenso geistvollen Text versehen hat.

Außer seiner künstlerischen Wirksamkeit, die durch pädagogische Tätigkeit glücklich erweitert wird, hat Spiro auch die Gabe zu organisieren. Seine selbstlose Arbeit für die Sezession, sein sachliches Eintreten in künstlerischen, organisatorischen, sozialen Angelegenheiten haben ihn zu einem wesentlichen Repräsentanten der deutschen Künstlerschaft gemacht.

Diese Eigenschaften ergänzen das Werk des Künstlers, das in allen Wandlungen die Notwendigkeit, die Kontinuität der Entwicklung trägt. Über seiner ganzen Arbeit liegt etwas von Grund auf Solides, Verlässliches, das uns heute wichtiger erscheint, als das Heftige, betont Geniale; eine liebenswerte Menschlichkeit, die Spiro zu einem so sympathischen Künstler macht.



**Heinrich Heine und seine Frau
Mathilde in ihrem Pariser Heim**

Ein unbekanntes Bildnis Heinrich Heines

Von Conrad Buchwald

Breslau verliert einen sehr wertvollen, wenn auch privaten Besitz, eine Sehenswürdigkeit, die Bildersammlung von Dr. Theodor Loewe. Er hat nicht „Namen“ gekauft oder, wie so viele andere, gesammelt, um später einmal mit Gewinn zu verkaufen, sondern er hat zufallsweise erworben aus Freude an den Kunstwerken selbst, aus Liebe und Hinneigung zu ihnen, vielleicht auch manchmal aus Freude an einem „guten Kauf“.

Gern auch ließ er andere teilhaben an seiner Freude und zeigte mit größter Bereitwilligkeit seine Schätze jedem, der sie sehen wollte. Mit immer erneuertem Genuß ging man bei öfteren Besuchen durch die Räume seiner Wohnung mit den dicht gedrängten Bildern, jeden Zuwachs prüfend und bewundernd. Gab es doch hauptsächlich unter den Werken Wiener Maler des 19. Jahrhunderts ganz köstliche Stücke, waren doch auch unter den italienischen, niederländischen und französischen Bildern der Renaissance- und Barockzeit recht viel kunstgeschichtlich interessante.

Wie es heißt, wird die Versteigerung der Sammlung im November bei Lempertz in Köln stattfinden. Dann wird der Katalog in hoffentlich innerlich wie äußerlich würdiger Form noch

einmal das aus kleinen Anfängen heraus entstandene, zuletzt sehr stattliche Ganze zusammenfassen, ehe es in alle Winde verstreut wird.*)

Aus dieser Sammlung dürfen wir hier mit freundlichst gegebener Erlaubnis des Besitzers ein Bildchen zum ersten Mal veröffentlichen, das als feintonige, malerische Leistung ebenso erfreulich ist wie inhaltlich wertvoll. Es stellt nämlich zweifellos Heinrich Heine und seine Frau Mathilde, geborene Mirat, im Pariser Heim des Dichters dar. Eine Künstlerbezeichnung trägt es nicht. Aber man kann die Zeit, in der es entstanden ist, mit einiger Sicherheit feststellen. Es ist wohl aus dem Jahre 1851, der Zeit der schweren Erkrankung Heines.

Vergleicht man die vielen Heine-Bildnisse in „Heinrich Heines Briefwechsel, herausgegeben von Friedrich Hirth“**), so unterscheidet man bärtige und unbärtige. Auch auf den beiden Denkmälern von Hasselriis auf dem Montmartre in Paris und in Hamburg trägt Heine den Bart, den Schnurr-, Kinn- und teilweise Backenbart, aber in gepflegter Form, auch auf einer Lithographie von Lots in der „Revue de deux mondes“ vom Jahre 1852 und einem Bilde von Francois Louis Laynaud. Auf unserem Bilde aber ist es der in den Tagen der Krankheit ungepflegt gebliebene Bart, wie ihn eine Zeichnung von Gleyre zeigt, und in allergrößter Übereinstimmung eine Zeichnung nach der Natur von Ernst Benedikt Kietz, die sich im Besitze von Dr. phil. Karl Freiherrn von Vietinghoff, genannt Scheel, in Berlin befindet***). Die Ähnlichkeit der beiden Köpfe mit den müden Augen und den leidenden Zügen ist so groß, daß der Künstler des Loeweschen Bildes durch die Zeichnung von Kietz inspiriert worden oder daß Kietz selbst der Maler des Bildes sein muß. Das ist auch die Meinung von Dr. Friedrich Hirth, dem eine Photographie des auch ihm unbekanntes Bildes vorgelegen hat, und der so freundlich war, ein Gutachten darüber abzugeben.

Der Porträtzeichner und Lithograph Ernst Kietz, der Bruder der Bildhauer Gustav und Theodor, ist in Leipzig 1815 geboren und in Dresden 1892 gestorben. Er war Schüler der Dresdener Akademie. Von 1838 an lebte er in Paris, um sich bei Delaroche als Porträtmaler auszubilden. Sein Pariser Aufenthalt brachte ihm den bedeutendsten Gewinn seines Lebens, die Bekanntschaft mit Richard Wagner, seinem allerengsten Landsmanne, zu dessen treuesten Freunden er später zählte und dessen Umgangskreis er in vielen Bildnissen festgehalten hat. Für Wagner zeichnete er 1840 auch das Titelblatt zu der Heine gewidmeten Komposition der deux grenadiers auf Stein. So sind die Beziehungen des Malers auch zu dem Dichter nahelegend. Kietz ist in seiner zweiten Heimat, dem damaligen Sammelpunkte bedeutender Geister, geblieben, bis eine Ausweisung bei Ausbruch des Krieges von 1870 ihn wieder nach Deutschland brachte. Hier widmete er sich dem Zeichenunterricht. So ist er im Zeichnen auch der Lehrer der schleswig-holsteinischen Prinzessin Auguste Viktoria, der nachmaligen Kaiserin, in Primkenau in Schlesien gewesen.

*) Ein kurzer Aufsatz von Siegfried Laboschin über die „Galerie Loewe“ ist an ziemlich versteckter Stelle erschienen im Juli/Okttober-Heft 1917 des Ostens, der Monatsschrift für ostdeutsche Literatur und Kultur, das als Festschrift zum fünfundzwanzigjährigen Bühnenjubiläum Dr. Theodor Loewes herausgegeben wurde.

**) Band I—III, Georg Müller, München und Berlin, 1914—1920

***) Abgebildet in Band III des Briefwechsels, Tafel I. Eine nach der Zeichnung gemachte Lithographie ist so schlecht, daß sie vollkommen unähnlich ist.

Die polnische Literatur der Gegenwart

Von Dr. Alexander von Guttry (Warschau)

Als Gegenbesuch der Breslauer Akademie in Krakau fand sich im September eine Anzahl polnischer Künstler und Wissenschaftler in Breslau ein, von der Akademie und der Stadt gastlich empfangen. Dabei wurde folgende Ansprache gehalten, die wir hier zum Abdruck bringen, weil sie in ihrer gedrängten Kürze zur Orientierung besonders geeignet ist. Wir haben schon öfters in diesen Blättern das geistige Leben angrenzender Länder behandelt, wie es denn zum Programm dieser Zeitschrift gehört, nicht nur ein kräftiges, heimatbewußtes Deutschtum in unserem Grenzgebiete zu fördern, sondern auch die kulturellen Beziehungen zu unseren Nachbarstaaten zu pflegen.

Die Schriftleitung.

Die polnische zeitgenössische Literatur ist in Deutschland so gut wie unbekannt. Das hängt mit der Sprache zusammen und dem Mangel an Übersetzungen. Andererseits aber auch mit dem geringen Interesse für das polnische Schrifttum.

Als Thomas Mann bei uns in Warschau weilte, war er fast beschämt, daß er von polnischen Werken, außer der „Ungöttlichen Komödie“ von Krasiński, anderes nur vom Hörensagen kannte, während er bei allen, mit denen er zusammen kam, nicht etwa bloß oberflächliches Interesse für die deutsche Literatur, nein — aufrichtiges, tiefgehendes Verständnis und gründliche Kenntnis vorfand. Wie überhaupt die deutsche Kunst und Kultur in Polen hoch in Ehren steht.

Das mangelnde Interesse des Auslands erklärt sich durch eine gewisse Eigenart der polnischen Vorkriegsliteratur, durch die besondere Art der Einstellung des polnischen Autors zu seinem Werk, die den Nichtpolen fremd anmutet und ihm im Grunde unverstänlich bleiben muß. Damals waren nämlich Dichtung und Prosa in Polen geistige Nahrung für das eigene Volk. Dichter und Schriftsteller waren Tröster und Wegweiser auf den tückischen Wogen der geschichtlichen Ereignisse. Diese daraus sich ergebende Spannung wirkte jedoch — wie man annehmen könnte — nicht hemmend auf das geistige Schaffen, vielmehr befruchtend, löste aber bei den nicht Eingeweihten meist ein Gefühl von etwas Fremdartigem aus.

Dem geschichtlichen Umschwung des staatlichen Lebens folgte aber nunmehr auch ein Umschwung der Geister. Zunächst die psychische Umstellung von Unfreiheit zur Freiheit. Dieser Vorgang, dieses komplizierte psychologische Problem, spielt in der polnischen Literatur der Gegenwart eine wesentliche Rolle. Also eine tiefgründige Wandlung der seelischen Einstellung des modernen polnischen Schrifttums zum heutigen Tag und zum heutigen Volk.

Weiter: neue Forderungen einer neuen Epoche wurden laut und mußten erfüllt werden. Man mußte sich einfügen in die neue Wirklichkeit, in das Gesamtleben der Gegenwart, mußte mit der neuen Tatsächlichkeit Schritt halten. So folgte denn der ehemaligen patriotischen Gefühls- spannung eine künstlerische Entspannung und eine Umstellung in der Gestaltungsart. Andere Methoden und andere künstlerische Ziele weisen dem heutigen Schrifttum neue Wege der Entwicklung. Der Horizont weitet sich ins allgemein Menschliche. Die Perspektive wird vertieft. Das Weltgefühl beherrscht die Schaffenden. Aktuelle Probleme des Kollektivlebens finden Eingang in den zeitgenössischen Roman. Unerschrocken werden die brennendsten Fragen aufgeworfen und ergründet. Es drängt den Romandichter, den künstlerischen Ausdruck seines Zeitalters zu finden.

Während früher Gefühl und Idee die Form und Konstruktion gewissermaßen sprengen durften, weil eben das Gefühlsmäßige und der ideelle Gehalt das Wichtigste waren, bildet jetzt das literarische — sagen wir — Handwerk die Voraussetzung. Der heutige Tag und der moderne Mensch innerhalb der Weltgemeinschaft in künstlerischer Gestaltung bildet den Inhalt. Dem Gefühl werden Zügel der Sachlichkeit und des philosophischen Gedankens auferlegt. Künstlerische Selbstbeherrschung ist das Losungswort, Form und Konstruktion ist Bedingung.

Der polnische Roman umspannt und ergründet alle die Gegenwart beschäftigenden und beunruhigenden Probleme: Sozialismus, Kommunismus, Kapital, Arbeit, die Hölle des stürmischen Erlebens, Erotik, Perversität. Frei und offen werden alle konventionellen Masken heruntergerissen, das Leben und Wirken der Gegenwart enthüllt, die bluttriefende Nacktheit menschlicher Gebrechen und tierischer Instinkte aufgedeckt — der ganze mächtig dahinströmende Rhythmus der Geschehnisse, das ganze sich überstürzende Leben der heutigen Welt.

Auf der einen Seite. Auf der anderen darf als charakteristisches Merkmal der polnischen Prosa der Beobachter- und Analysierungsdrang bezeichnet werden, die Erkenntnis der Selbstverständlichkeit alles Menschlichen, das Sich-Hineinfühlen — über die tägliche Platttheit hinaus — in die Abgründe der seelischen Konflikte und Komplexe, in das Milieu aller Gesellschaftsschichten. Ferner: wärmste Hingabe an den Gegenstand, Schlichtheit der Sprache, Straffheit, Kürze und Präzision des Ausdrucks, Sachlichkeit der Schilderung.

Diese Richtungen oder eigentlich, besser gesagt, diese Abarten des Prosaschrifttums vertreten bedeutende Schriftsteller und Schriftstellerinnen, deren Werke — Romane und Novellen — formal und stofflich hervorragende literarische Werte aufweisen und es verdienen, in die Weltliteratur aufgenommen zu werden. Es würde zu weit führen, wollte ich diese Behauptungen an Hand von Beispielen, an Hand von Namen, Titeln und Autoren erhärten. Ich muß mich auf die allgemeinen Bemerkungen beschränken. Der deutsche Leser wird sich aber selbst davon überzeugen, es selbst nachprüfen können. Demnächst erscheinen verschiedene Übersetzungen, einige Bände sind bereits erschienen. In letzter Zeit sind erschienen: F. Goetel „Menschheit“, J. Kaden-Bandrowski „Novellen“. Demnächst erscheinen: Z. Nalkowska „Böse Liebe“, K. Tetmajer „Tatra-Legende“, J. Zyznowski „Unter der Scholle“, F. Goetel „Kar-Chat“, Kaden-Bandrowski „General Barcz.“

Auch einige polnische Theaterstücke sollen demnächst auf deutschen Bühnen aufgeführt werden: St. Zorowski „Geschichte einer Sünde“, A. Słonimski „Mensch sein ist keine Kleinigkeit“, „Turm zu Babel“, St. Kiedrzyński „Rückfall“, ein Stück von W. Perzyński. Vielleicht wird in der Zukunft auch das polnische Theater einmal vor deutschem Publikum spielen können. Vom Standpunkt der Notwendigkeit des Austausches kultureller Güter wäre das sehr wünschenswert. Selbstverständlich im gegenseitigen Austausch.

Das größte Genie Polens seit den Romantikern, St. Wyspiański — Theodor Däubler stellt ihn sogar neben Dante — hatte dem polnischen Theater gegen Ausgang des 19. Jahrhunderts neue Wege gewiesen. Er war Dichter, Dramatiker, Maler und Regisseur in einer Person. Die absolute Verschmelzung aller Bühnenelemente mit besonderer Hervorhebung des Musikalischen der Sprache, des Worttons, war für ihn Hauptaufgabe des Theaters.

Als später eine gewisse Übersättigung dieser Art, vor allem der musikalischen Auswirkung der Sprache und des Vortrags eintrat, ging man zur noch ernsteren Pflege des Ensemblespiels über. Ein besonderes Kammertheater baute alles auf das bis ins kleinste Detail gehende Studium der Textanalyse („Reduta“), ein anderes auf das Prinzip des „Sich-Einfühlens“ („Boguslawski-Theater“, „Teatr Polski“) des Textes auf.

Kurz: das polnische Theater ist eine Stätte regen Lebens und ernster Bestrebungen. Es hat in der Kürze der Zeit einen ungewöhnlich rapiden Aufschwung genommen und kann sich heute mit den besten europäischen Bühnen messen, sowohl was Bühnentechnik anlangt als auch Schauspielkunst, Regie, Ausstattung und bildnerisches Wirken der Dekorateure. Auch in der Kunst der Raumbildung, im Ensemblespiel. Als solches ist das Theater einer der kraftvollsten Faktoren in der künstlerischen Gesamtkultur Polens. Die tiefgründige Empfindungs- und Ausdrucksweise der Schauspieler, die künstlerischen Einfälle und geistreichen Kompositionen der Regisseure, das harmonische Zusammenwirken von Dichter, Darsteller, bildendem Künstler und Schauspieler, das Sich-Unterordnen des einzelnen unter die künstlerischen Notwendigkeiten ergeben Aufführungen, die würdig an die Seite der besten Leistungen der deutschen und russischen Bühnen gestellt werden können. Das städtische Nationaltheater, Dr. Szyfmans Teatr Polski und Kleines Theater sind hier besonders hervorzuheben. Es ist bedauerndswert, daß aus sprachlichen Gründen die Welt dem polnischen Theater fast verschlossen und daß es ihm nicht vergönnt ist, seine Kunst dem Ausland vorzuführen. Des Erfolges könnte man sicher sein.

Obwohl an die 40 Bühnen in Polen tätig sind, so konzentriert sich doch das Theaterleben, ähnlich wie in Deutschland, in der Hauptstadt des Landes.

Neben polnischen Stücken werden selbstverständlich auch alle bekannten ausländischen Stücke gespielt, in letzter Zeit natürlich auch die großen amerikanischen Schlager. Natürlich wird auch in Polen wie heute so ziemlich überall — zu recht oder unrecht bleibe dahingestellt — über den Niedergang des dramatischen Schaffens geklagt und geschimpft.

Wir haben immerhin amüsante, zugkräftige Lustspiele, die sich eines großen Beifalls erfreuen und die demnächst, wie gesagt, auf deutschen und österreichischen Bühnen Eingang finden sollen, sodann eine Reihe von Dramen von literarischen und szenischen Qualitäten. Ich meine, es ist heut nicht eben gerade die Blütezeit des polnischen Dramas, wie zur Zeit des oben erwähnten Wyspiański; immerhin sind die polnischen Theaterstücke, vor allem das satirische Lustspiel, nicht schlechter als wo anders.

Nun noch einige Worte über die polnische Dichtung. Stets bildete schon die Poesie den Gipfelpunkt des polnischen Schaffens. Um nur die großen Romantiker und die Dichter des sogenannten Jung Polen zu erwähnen. Die staatliche Wiederherstellung brachte neues Leben in die polnische Lyrik. Neue Säfte wurden ihr zugeführt. Wieder kam die Zeit, wo der Dichter nicht nur in der Literatur, sondern auch im täglichen Leben eine Rolle zu spielen anfang. Eine üppige Renaissance der Dichtkunst ist erstanden. Es bilden sich zahlreiche Dichtergruppen, verkünden feurige Programme und Losungsworte, scharen sich um neu gegründete Zeitschriften („Skamander“, „Zwrotnica“, „Wiadomości literackie“, „Głos literacki“ u. a.), schreiben den heu-

tigen Tag auf ihre Fahnen, lassen alle Strömungen des Auslands über sich ergehen — Futurismus, Expressionismus, Formismus usw. — und verarbeiten sie in zeitgemäßer Eigenart. Stattliche Reihen von Bänden legen Zeugnis ab vom Schaffen der polnischen Dichter. Neben subjektiver Lyrik und Sensualismus drängt Technik, Urbanismus, Sport zur Gestaltung. Und findet Ausdruck.

Daneben sind ernsthafte Theoretiker am Werk. Theorie der Dichtkunst, Experimente in der Stoff- und Formbehandlung sind nicht nur Gegenstand vereinzelter Bemühungen, bilden vielmehr tief erfaßtes und ergiebiges Studium verschiedener Literaten. Die Poesie ist in Polen — roh ausgedrückt — eine ganz ernste Angelegenheit. Der Dichter dortzulande ist jemand. Man beugt sich vor seinem Talent und seinem Gottesgnadentum.

Um zum Schluß in wenigen Worten den heutigen Stand des polnischen geistigen Schaffens zu umschreiben: der Prozeß der Umwertung der ästhetischen Werte, der künstlerischen Ziele und Kriterien der Vorkriegsliteratur, die, wie gesagt, eine besondere Einstellung erheischten, ist noch nicht restlos ausgereift und vollzogen. Die polnische Prosa und Dichtung der Gegenwart ringen noch um den Ausdruck der neuen Wirklichkeit — hinweg über die Strömungen des Expressionismus, des Universalismus und der Soziologisierung der Literatur — um Stil und Sprache der Epoche.



Blühende Kakteen

Photographie von Martin Bojanowski (Striegau)

Die Mondgondel

Eine chinesische Geschichte von Walter Meckauer

Walter Meckauer, geboren 1881 in Breslau, hat für seinen Roman „Die Bücher des Kaisers Wutai“ den Jugendpreis des Verbandes deutscher Erzähler erhalten. Die nachfolgende Geschichte ist dem gleichen chinesischen Stoffkreise entnommen wie der preisgekürnte Roman.

Mintchitong erwachte, aber seine Sinne hielt noch der Gott der Träume in seiner Hand. Und er schlug nicht die Augen auf, sondern lag auf seinem Bett aus Fellen und dachte nach. Doch es war kein Denken, es war ein Singen des Blutes, und sein Herz klopfte im Rhythmus einer fremden Musik. Und während er so lag, kam eine Stimme weither, und ihm war es, als käme sie über die ewigen Wasser des Weltmeeres; und die große Stimme rief und sang:

„Mintchitong, du Schläfer, was liegst du hier und verträumst dein Leben? Stehe auf, tue dein Gewand an und gehe in die Stadt Lintschou, die an der Mündung des südlichen Stromes liegt. Die Altersgenossen deines Geschlechtes erwarten dich.“

Und der Schläfer tat die Augen auf und sah, daß es hell war, und er trat aus der Basthütte, und er fand, daß die Sonne sich zum Untergange neigte, nachdem sie eine lange Tagesreise vollbracht hatte. Der Morgen war vorüber, den Mittag hatte er verträumt, der Nachmittag war dahin, und nun faßte ihn die Reue, und mit eiligen Schritten ging er um das Haus, raffte seine Kleider und stürmte die Straße davon.

Mintchitong war traurig; denn er hatte Morgen, Mittag und Spätnachmittag seines Lebens verschlafen. Aber eigentlich war er doch fröhlich: denn noch immer hörte er die große Stimme und mit einem Male fühlte er, daß seine Zeit gekommen sei, und daß so wie er einstmals alle Männer, die lebten, aufgebrochen und mit wachem Herzen nach dem Süden gewandert waren.

Und Mintchitong kam an die Mündung des südlichen Stromes und sah nahe die Mauern der Stadt Lintschou, die bei seinem Herannahen wuchsen. Und er hörte den Gesang von vielen Stimmen, und es waren Männer und Frauen, die hier lebten, und die erwacht waren aus dem unendlichen Schlummer des Niegewordenen. Und er ging auf das Tor der Stadt zu, das geöffnet war, und er durchschritt die drei Eingänge und grüßte den goldenen Delphin, der über dem Querbalken schwebte. Und immer noch ertönte das Lachen und der glückliche Gesang der Lebenden. Er trat in die Gasse des goldenen Delphins, aber sie war leer. Und er betrat die Straße der sieben Kraniche, aber auch sie war verlassen. Und er lauschte beklommen, — doch der Gesang, den er eben noch vernommen, tönte nicht mehr. Ihn faßte Reue, daß er aufgestanden aus seinem Traum, und daß er sein bequemes Haus verlassen, in welchem er in glücklichem Nichtstun dahingedämmert hatte. Und die Ferne war leer und kalt, ein Dämon hatte ihn verlockt, und die Sonne war im Sinken und der Abend blutete über die verlassene Stadt. Mintchitong lief zwischen den winkligen Häusern einher, und er hörte das Aufschlagen seiner Sohlen, und Dunkelheit nistete sich in den Ecken und hinter den verschlossenen Türen ein.

Mintchitong blieb stehen. Er las die Inschrift „Straße zu den erfrischenden Winden“, aber sein Herz war dumpf geworden, und kein Wind wehte, der seine Hoffnungen schwellen

wollte. Da setzte er sich in den Staub der Straße, zerriß seine Kleider und schlug mit seinem Kopf sechsmal den Boden. Und dann war es ihm, als öffnete sich ein Tor, und als käme ein Teemädchen hervor — und sie brachte ihm Tee und süßes Gebäck und eine Opiumpfeife. Und Mintchitong versank in Träume, und sein Bewußtsein versickerte, und nun ward der Abend zum Morgen, und ein heller Glanz strahlte in seinem Innern auf. Sieben Glückseligkeiten zogen durch die Pforte seines Mundes in ihn ein. Er vergaß Alter und Zeit und Welt und Meer und den Staub der Straße, auf der er schlief.

Und wieder vergingen zehntausend Jahre der traumseligen Trunkenheit. Da war es, daß von neuem die große Stimme erschallte und zu ihm kam, als käme sie über das ewige Weltmeer. Und sie rief:

„Mintchitong, du Schläfer, was liegst du im Staub einer fremden Stadt? Hörst du nicht die Rufe deiner Stammes- und Altersgefährten und den Gesang des Lebens?“

Aber Mintchitong hielt die Augen geschlossen und öffnete sie nicht, sondern antwortete gelassen:

„Geist der Unruhe und Dämon des wachen Tages, verschone meine Seele. Deine bevölkerten Städte sind tot, und deine wachen Glückseligkeiten sind leer. Laß mich liegen und träumen; mein Traum erweckt die Ferne.“

Aber die Stimme des Lebens hub von neuem an:

„Mintchitong, du Schläfer, du versäumst dein Leben. Deine Ferne ist bevölkert von Wahngebilden, und die Träume, die in deinem Kopf aufstehen, sind ohne Blut. Siehe die Nähe!“

Und der Träumende spürte mit einem Male einen Schmerz. Und er öffnete die Augen und sah seinen Bruder Haitong, den er vergessen hatte, seit dieser zu den Soldaten der Südarmee gegangen war. Und das Gesicht Haitongs, seines Bruders, war zorngerötet, und er schrie:

„Spürst du endlich den Schlag meines Bambusrohres, du Faulenzer, du ehrvergessener Tagedieb? Treibst du dich in Opiumschenken herum und schläfst bei den Teemädchen? Träumst du von Schmetterlingen und bunten Paradiesvögeln, während wir im Graben liegen und für dich bluten?“

Mintchitong aber sah ihn mit verständnislosen Augen an und sagte:

„Schlage mich nicht, Haitong, dein Wachsein ist nur Wahn, und euer Leben in den Gräben ist fern den Gestaden des westlichen Paradieses.“

Haitong hob das Bambusrohr und schlug von neuem auf den Liegenden ein.

„Nennst du auch die Schläge meines Armes Wahn und den Schmerz, den du spürst, wenn das Rohr dich trifft?“

Mintchitong aber setzte sich in dem Staub der Straße auf und sagte:

„Meine Seele war in einem weiten Garten auf einem grünen Eilande. Ein Palast stand inmitten blumiger Gehege, und auf dem Kies des Parkes wandelten schöne Frauen. Eine goldene Sonne hing jeder Lustwandelnden im schwarzen Haar, und der Mond spiegelte sich wie eine Blume in dem silbernen Metall der Seen. Aber der Dämon der Verlockung saß hinter dem Zaun des Gartens und sang. Er sang mit großer Stimme, und er rief mich, und ich folgte seinem

Ruf, und ich hörte den Gesang meiner Altersgefährten und meiner Stammesgenossen. Aber als ich mich aufmachte und aus meinem Garten ging und in die ummauerte Stadt kam, die er mir wies, da waren alle Gassen tot und stumm und alle Häuser leer, und alle Stimmen schwiegen.“

„Du bist in einer belagerten Festung,“ antwortete Haitong, „die Bewohner dieser Stadt haben ihr Hab und Gut verlassen und sind hinausgegangen zu ihren Brüdern und haben sich geflüchtet in die Gräben, die sich durch die Erde hinter der Stadt ziehen. Auch du mußt die Stadt verlassen; denn die Generäle des Nordens sind im Anmarsch, aber ehe sie da sein werden, wird eine unserer Kugeln dich töten, damit keiner, der einstmals ein Unsriger war, uns verraten kann.“

„Was könnte ich verraten, da ich eure Parteien nicht kenne!“ schrie Mintchitong. „Ich war nie der Eurige und bin nie der ihre. Mein Garten liegt abseits der großen Heerstraße und ist nicht mit Speeren bepflanzt! Bin ich dazu erwacht, um in einem Graben zu sterben?“

„Du lebst in einer zeitlosen Zeit. Aber die Jahre wechselten, ein neues Erwachen geht durch das Land, wache auf, du Schläfer!“

Und Haitong, der Soldat, versetzte Mintchitong, dem Träumer, noch einen Schlag, dann verschwand er im Laufschrift über die Straße und ließ ihn allein. Und es war Nacht geworden, und die Gottheit des Himmels hatte die Sternenampeln entzündet, und eine goldene Mondwolke schwebte wie eine Gondel heran, und Mintchitong, der Träumer, wollte sie besteigen. Aber da vernahm er Marschritte, und die Erde erbebte, und es waren mit einem Male alle Straßen voller dunkler Gestalten, und drei kamen auf ihn zu und einer rief:

„Was willst du hier? Bist du ein Späher? Bist du einer der unseren? Wo hast du deinen Soldatenrock?“

„Ich bin ein schwacher Mensch, der vor kurzem geboren wurde und in kurzem sterben muß.“

Und die drei riefen einen Befehlshaber herbei, und der Befehlshaber ließ den Zurückgebliebenen zu einem freien Platz tragen, auf dem ein Feuer brannte, und sprach:

„Du siehst gesund und kräftig aus, warum schließt du dich keiner Fahne an? Bist du Freund oder Feind?“

„Ich bin ein Unwissender, der unnütz ist, aber ich möchte ein Weiser werden, dem es nutzlos erscheint, in der kurzen Spanne zwischen Geburt und Tod Schlechtes zu denken und Wehes zu tun.“

Eine Kugel pfiff über den Platz. Mintchitong fiel lautlos zusammen und entglitt den Armen, die ihn halten wollten.

Der Befehlshaber stieß ihn mit dem Fuß beiseite und setzte seinen Weg nach dem Teehaus fort, in welchem die Mädchen, die sich im Heereszug der Generale des Nordens befanden, Unterkunft bekommen hatten.

Einsam schwamm die Gondel der Mondwolke über den Himmel. Sie segelte nach den Gestaden des westlichen Paradieses. Aber eine Fliegerbombe traf sie und riß sie mitten entzwei, ehe sie den Palmenhain der Glückseligkeit erreicht hatte.

MONOLOG ÜBER DEN FILM

Von Walter Rilla

Walter Rilla, der bekannte Filmschauspieler, der seine Fortbildungsjahre in Breslau verbracht hat, sendet uns seine Gedanken über die Kunst des Films.

... Denn es ist kein Einwand gegen eine künstlerische Tätigkeit, wenn schwärmerische Fräuleins und leidenschaftliche Frauen sich zu ihren Repräsentanten drängen, um Autogramme zu erjagen. Es ist im Gegenteil die Bestätigung einer suggestiven Macht und Anziehungskraft, wie sie, bevor es den Film gab, kein Phänomen, das mit künstlerischen Dingen in Beziehung stand, je ausgeübt hat.

Ich drücke mich vorsichtig aus: Beziehung mit künstlerischen Dingen, — denn der Film, heute als Ganzes genommen, hält der strengen Forderung nach Maß und Form und Gültigkeit im Sinne großer Kunst nicht stand. Aber was, im Geistesleben unserer Zeit, hielt stand? Etwa die Dichtung? Das Theater? Die bildende Kunst? Kitsch und undiskutierbare Tagesware sind in den Hervorbringungen aller Zeiten vorherrschend gewesen. Warum sollte es, wie könnte es beim Film, dieser jungen Kunst, anders sein! Aber der Film hat die ungeheure Publizität vor allen anderen voraus. Es sollte lohnen, sich ernsthaft mit ihm zu beschäftigen.

Ich bin aus den verschiedensten Regionen geistiger und künstlerischer Interessen zum Film gekommen. Von der Literatur, von der bildenden Kunst, von der Musik, — und noch meine philosophischen Bemühungen von einst sind nicht ohne Zusammenhang mit dem, was ich heute mache. Ich habe immer gefunden, daß jemand, dessen Anlagen und Talente nicht klar fixiert, sondern aus den verschiedensten Quellen gespeist, nach den verschiedensten Richtungen hin zerstreut sind, es schwerer hat als ein anderer, der von vornherein weiß: das ist mein Feld und mein Acker, da gehör ich hin. Was mich betrifft, so hab ich das lange nicht gewußt; heute weiß ich's: ich gehöre zum Film, der Film gehört zu mir.

Wie ich dazu gekommen bin, ist nicht sonderlich interessant. Ich betrat eines Tages oder Abends die Bühne eines großen Berliner Theaters und spielte, ohne Vorbereitung und ohne vorher Schauspieler gewesen zu sein, eine schwere Rolle. Und hatte Erfolg, und wurde Schauspieler, und wurde bald von Produzenten und Regisseuren zum Film engagiert. Damit begann es, und ich habe dann etliche Jahre lang still und wortlos gearbeitet, gespielt, was man mir zu spielen gab, — es war nicht immer, es war nur selten der Mühe und der aufgewandten Nervenkraft wert. Aber ich hielt Augen und Ohren offen, ich habe gelernt, ich habe studiert, — und heute gibt es in meinem Beruf (der meine Passion ist) keine Sparte, die mir nicht, aus intimster Kenntnis, im Blute säße.

Als ich dann eines Tages eine Bilanz machte, eine Abrechnung aus dem Bisherigen und einen Überschlagn über Künftiges, wurde mir klar, was ich tun müsse, um dahin zu gelangen, wohin ich, seit ich begonnen habe zu denken, auf den verschlungensten Wegen unterwegs war. Ich werde also selber Filme machen, ich werde versuchen, das zu verwirklichen, was ich theoretisch bisweilen schon gefordert hatte: den Film als gültiges, geschlossenes Kunstwerk, als Form, homogen und seinen eigenen Gesetzen gemäß, von der ersten Konzeption der Idee über Manuskript, Drehbuch, Regie bis zum letzten Meter Schnitt aus einem Geiste entstanden,

einem schöpferischen Willen und dem Zwang, sich nur so und nicht anders, in keiner anderen Form als der des Films, zu manifestieren.

Kein leichtes Vorhaben, — da nirgends so sehr wie beim Film Kunst und Geschäft so nahe bei einander und so sehr mit einander im Widerstreit liegen. Das letzte Wort haben heute immer noch die Geschäftsleute. Aber ich hoffe zu beweisen, daß man, sogar im Film, auch mit Kunst Geschäfte machen kann, — da man nun einmal Geschäfte machen muß, um Kunst machen zu können. Bis dahin

Bis dahin werde ich großzügig sein und nicht weinen, wenn alle halbe Jahre ein anderer Stoff in mir stirbt, ehe ich dazu gelangte, ihn (in der Form des Films) zur Welt zu bringen. Denn ich werde dazu gelangen: in meinem Schreibtisch liegen zwei oder drei Manuskripte, Stoffe, die ich nicht sterben ließ, und ich hoffe, bald so weit zu sein, mit ihrer filmischen Produktion beginnen zu können.

Zum Gedächtnis von Feuerbachs 100. Geburtstage



**Feuerbach: Studienblatt.
Besitzer
Max Silberberg, Breslau**

Musik

Vom Brieger Jugendchor.

Im vorigen Heft dieser Zeitschrift fand sich eine Innenansicht der Nikolaikirche in Brieg, bei deren Anblick es dem Betrachter ebenso gehen mußte wie dem, der selbst unter den gewaltigen Bögen des schmalen, hohen Kirchenschiffs steht: immer wieder zieht das glänzende barocke Orgelgehäuse den Blick auf sich, das die ganze Westseite einnimmt und den düsteren Ernst des gotischen Baues erhellt. Dies ist die Orgel aus Bachs Zeit, das Werk Michael Englers, von der Max Schneider (Schlesische Monatshefte 1928, S. 495) berichtete. Wiederum ist heute Anlaß, von dem zu sprechen, was an der ehrwürdigen Stätte dieser alten schlesischen Orgel geschieht, nicht allein, um dem Bericht über Brieg als Kunststadt eine Ergänzung zuteil werden zu lassen, sondern deswegen, weil gerade in diesen Tagen die Aufmerksamkeit aller deutschen Kirchenmusiker dorthin gerichtet ist. Der deutsche Kirchengesangsverein hat seine diesjährige Tagung, nicht umsonst, erfreulich (und ungewohnt) weit nach Osten verlegt. Noch eine Stunde über Breslau hinaus — wo gerade eben zum Gustav-Adolf-Tag die großen Kirchenchöre sich zu einer prachtvollen Bachauführung zusammengefunden haben — nach dem stillen Brieg führte die Leiter evangelischer Kirchenchöre der Weg, weil dort eine Arbeit geleistet wird, deren Organisation und Zielsetzung getrost als einzigartig bezeichnet werden kann. Max Drischner, der seit einigen Jahren als Kantor und Organist zu St. Nikolai wirkt, hat es verstanden, einen Kreis junger Menschen um sich zu versammeln, in den Sinn geistlichen Musizierens einzuführen und mit diesen Helfern eine eigenartige und vielfältige Pflege kirchlicher Musik aufzubauen. Zwar ist der Grundgedanke, daß kirchliche Musik nur im liturgischen Rahmen ihre wahre Bestimmung findet, heute allen ernstern Kirchenmusikern gemeinsam. Selten aber wird über die Gestaltung dieser Liturgie so viel nachgedacht, selten der historische Tatbestand so glücklich wie in Brieg mit Gegenwartsbedürfnissen in Einklang gebracht. Wie die Kantoren aus der Zeit eines Heinrich Schütz und Sebastian Bach, schafft Drischner sich ein gut Teil dessen, was er zum feiertäglichen Gebrauch benötigt, selbst, schreibt er mit eigener Hand schwer zugängliche Orgelwerke alter Meister ab und bearbeitet andere sorgfältig für die praktische Verwendung. Wie jene aber macht er von alledem nicht viel Aufhebens, denn seine Arbeit ist nach innen gerichtet und wendet sich nur an die, denen es wie ihm und seinen Helfern allein um die Sache geht. Nicht Einzelheiten von Drischners Arbeit, wie die Wiederbelebung einstim-

miger gregorianischer Singweisen im protestantischen Gottesdienst oder die Pflege fast vergessener Großmeister der Orgel, verdienen besonders beachtet zu werden, sondern der Geist und die Art, wie dies alles geschieht.

Um in kurzen Worten einen Begriff von der Besonderheit dieses Musizierens zu geben, muß zuvor daran erinnert werden, wie in den letzten drei Jahrzehnten erst mehr durch Zufall, dann immer planvoller die Jugend einen neuen Sinn gemeinschaftlichen Musizierens fand. In den Singkreisen der Jugendbewegung wurde namentlich seit dem Kriegsende etwas von dem lebendig, was im 16. und 17. Jahrhundert Grundlage jeglichen Musizierens gewesen war, nämlich die Einsicht, daß Musik um ihrer selbst willen getrieben werden muß, und daß eine Beteiligung der Öffentlichkeit nur dann von Wert ist, wenn diese wiederum einen Kreis bildet, der tätig oder aufnehmend mit der Arbeit der Musikgruppe in engster Fühlung steht. Daraus ergab sich die Ablehnung des übersteigerten und veräußerlichten Konzertbetriebes, zugleich aber die Sehnsucht nach neuen Formen der Erarbeitung und Vermittlung musikalischer Werte. Es ist bei dieser veränderten Form des Musizierens nicht geblieben, sondern der neue Stilwille hat auch den Inhalt beeinflusst; als würdiger Gegenstand gemeinschaftlichen Gesangs wurde (häufig mit einseitiger Frontstellung gegen Klassik und Romantik) die vorklassische Polyphonie erklärt, und ein vordem nur durch wenige immer wiederholte „Perlen“ vor gänzlicher Vergessenheit bewahrtes Gebiet der Musikgeschichte: das Chorlied des 16.—17. Jahrhunderts und die gleichzeitige Kirchenmusik, fand plötzlich eifrige und liebevolle Pflege.

Im Jugendchor des Brieger Kantors hat sich solche Hinwendung zur Gemeinschaftskunst vergangener Epochen unter der Führung eines zielbewußten und historischen geschulten Musikers in besonders glücklicher Form vollzogen und ausgewirkt. Die Mitglieder jenes Kreises junger Menschen sind nicht nur als „Chorverein“, sondern durch eine Lebensauffassung verbunden, die den Studenten, die Arbeiterin, den Lehrling an gleichen Zielen und in tätiger Arbeitsgemeinschaft zusammenwirken läßt. Und für diese Arbeit ergab sich ein idealer Rahmen durch das verständnisvolle Mitgehen der Nikolaigemeinde. Sie verweigerte nicht die Gefolgschaft, wenn der Kantor ungewohnte liturgische Bräuche aus der ältesten lutherischen Kirchenordnung erneuerte und hat dankbar und mit steter Opferwilligkeit die Veranstaltung regel-

mäßiger Abendmusiken ermöglicht, in denen je nach der Festzeit des Kirchenjahres wertvolle Orgel- und Chorwerke erklingen.

Vor zwei Jahren schon ward Max Drischner mit seinem Chor zur Orgeltagung nach Freiberg berufen, heute hat er die Möglichkeit, an der Stätte seines Wir-

kens von seiner Arbeit Zeugnis abzulegen, nicht durch Veranstaltung eines mühsam vorbereiteten „Musikfestes“, sondern dadurch, daß er seine Gäste miterleben läßt, was zu St. Nikolai in Brieg zu jeder Zeit an musikalischer Bereitschaft vorhanden ist.

Peter Epstein

Theater

Die Breslauer Schauspielbühnen eröffneten noch im Zeichen sommerlicher Hitze. Man wählte daher eine klimatisch begründete Anfangskost, die nicht anstrengen durfte und langsam den Gaumen auf Gehaltvolleres vorbereiten sollte. Wählerisch war man dabei gerade nicht. „Lord Baby“ im Thaliatheater konnte ich nicht mehr sehen; es soll trotz Alfred Scherzers ehrlichsten Bemühungen doch in jedem Belang ein „tolles Stück“ gewesen und eine Niete geblieben sein. Der amerikanische Reißer „Reporter“ im Lobetheater war jedenfalls nicht viel besser: ein ödes Zu-Tode-Hetzen des humorlosen Einfalls, ohne Sinn, ohne Witz, ohne eine Spur von — auch nur theatralischer — Glaubhaftigkeit. Die alberne Geschichte hatte für uns nur einen Gewinn: sie schuf drei Wochen Probezeit für die erste große Arbeit dieses Winters, den „Wallenstein“.

Die Bühnengeschichte des Werkes wird an diesem bedeutsamen Kürzungsversuch Paul Barnays nicht vorbeigehen können. Er vermeidet die Fehler seiner Vorgänger und entschließt sich zu einer radikalen Operation, die in der Gesamtwirkung ihre Berechtigung findet. Vollkommen ist auch diese einteilige Bearbeitung nicht; sie kann es nicht sein, denn der Rückweg zum Schillerschen Urgedanken einer fünftaktigen Anlage des Gesamtstoffes führt nicht mehr ans Ziel. Nur der Zwang, nur die heutige Situation, die für eine Vollaufführung der Trilogie die ungünstigsten Voraussetzungen bietet, legitimieren diese harten Eingriffe, die mit der gänzlichen Entfernung der Gestalt Theklas und aller Familienszenen die bisher umfangreichste Kürzung darstellen. Aber man wird zugeben müssen, daß Barnay konsequent und nirgends gegen den Geist des Werkes vorgegangen ist. Die dramatische Hauptlinie ist freigelegt, von allem rhetorischen Rankenwerk entlastet; die große dramatische Antithese — überpersönliches Staatsprinzip und anarchisches Genie — kommt kraftvoll zu Gestalt, was nicht zuletzt der ungekürzten Aufnahme der Questenberg-Szenen zu verdanken ist, die durch die Streichung der lyrischen Nebenhandlung ermöglicht wird. So gibt diese dreistündige Fassung in zehn Bildern immerhin alles Wesentliche, kann als geglückter Versuch gelten, das weitschichtige Werk in seinem konzentrierten Hauptzuge einer Zeit zu vermitteln, die der vollständigen Aufführung zweier Abende sehr große sachliche und praktische Schwierigkeiten entgegenstellt. Die starke Wirkung der Darstellung unter Barnays sorgfältig

disponierender Regie war in erster Linie Karl Zistigs hervorragender Leistung zu verdanken. Sein Wallenstein ist von beherrschter Kraft und stärkster geistiger Energie; Zistig setzt seine außerordentlichen Mittel sehr sparsam ein, entwickelt aus der Innensituation, nicht aus der Atmosphäre, die er erst schafft und durchgängig bestimmt. Die deutsche Bühne der Gegenwart kann dieser Darstellung nur wenige gleichwertige an die Seite stellen und die Rückgewinnung dieses bedeutenden Schauspielers, der vor acht Jahren die Intendanz Barnay mit eröffnet hatte, wird einer der sicheren Aktivposten der neuen Spielzeit sein.

Die geschickte dramaturgische Arbeit Barnays und die Sicherung des Besuchs durch die Volksbühne ermöglichen es, daß ein klassisches Werk drei Wochen hindurch auf dem Spielplan bleiben kann: das ist außerhalb Berlins eine Seltenheit von Bedeutung. Inzwischen sah man im Thaliatheater Bruno Franks gewichtslose, aber in der Inszenierung von Ophüls und in vorzüglicher Besetzung ganz amüsante „Perlenkomödie“, der neuerdings Eugène Scribes unzerstörbares Lustspiel „Ein Glas Wasser“ folgte. Damit hat sich Kurt Ehrhardt, das frühere Mitglied der Vereinigten Theater, als Gastregisseur vorteilhaft um den Platz beworben, der durch Dr. Pempelforts Berufung zum Intendanten des Schlesischen Landestheaters freigeworden ist.

Die Leitung dieser vom Volksbühnenverbände unterhaltenen Wanderbühne mit dem Sitz in Bunzlau ist damit in gute Hand gelegt. Ein gründlich durchgebildeter, vielseitig begabter und mit modernen Theaterproblemen vertrauter Fachmann wie Dr. Pempelfort wird an dieser Stelle Wertvolles schaffen können; gerade unseren provinziellen Wanderbühnen sind noch wichtige und umfangreiche Aufgaben gestellt, die des Einsatzes frischer und energischer Persönlichkeiten bedürfen. Die Schlesische Bühne, das Wandertheater des Bühnenvolksbundes, hat mit Beginn der neuen Spielzeit ihren Betrieb abermals vervollkommenet und ihre Basis verbreitert; sie wird vor allem in Nordniederschlesien und Oberschlesien neue Stützpunkte zu gewinnen suchen.

Der vielversprechende Auftakt des Breslauer Opernhauses unter der neuen Intendanz Dr. Hartmann soll im nächsten Heft nähere Würdigung finden.

Hans Hermann Adler

Bildende Kunst

Zur Umgruppierung der Breslauer Museen

Seit einiger Zeit ist in der niederschlesischen Provinzialverwaltung und in dem ihr unterstellten Breslauer Museum der Bildenden Künste eine Bewegung im Gange, die darauf zielt, die mittelalterlichen Gemälde und Plastiken, die heute im städtischen Museum für Kunstgewerbe und Altertümer verwahrt werden, in die Räume des Provinzialmuseums zu überführen. Das schlesische Museum der Bildenden Künste hat nämlich gleichfalls einen stattlichen Besitz an mittelalterlichen Gemälden und Bildhauerarbeiten, so daß man nach dem heutigen Besitzstande genötigt ist, das gleiche Stoffgebiet in zwei von einander getrennten Museen zu genießen, ganz zu schweigen übrigens von dem kleinen Diözesanmuseum am Dom, das ebenfalls eine Anzahl von Werken aus dieser Kunstperiode besitzt. Aber während man bei dem Sondercharakter des Diözesanmuseums eine auf Verschmelzung zielende Verhandlung für aussichtslos hält, meint man sich mit dem Museum für Kunstgewerbe und Altertümer glücklich einigen zu können.

Vorläufig freilich hat der Direktor dieses Museums dagegen Einspruch erhoben. Er hat geltend gemacht, daß gerade die mittelalterlich-kirchliche Abteilung der älteste Bestandteil dieses Museums ist, während der Ausbau des Schlesischen Museums der Bildenden Künste nach dieser Seite noch recht jungen Datums ist; er reicht nicht über die letzten Amtsjahre von Direktor Braune hinaus, der im Anschluß an die Gotik-Ausstellung von 1926 dem Museum eine eigene gotische Abteilung im Erdgeschoß des Museums angefügt hat. Sodann ist von seiten des städtischen Museums hervorgehoben worden, daß es seine Sammeltätigkeit vornehmlich im Hinblick auf eine Darstellung Schlesiens von der Vorgeschichte an bis nahe an die Gegenwart ausgeübt habe. Zu einer Sichtbarmachung schlesischer Leistung auf künstlerischem Gebiete gehöre dann nicht nur das Kunstgewerbe, sondern ebenso die Plastik und Malerei.

Gegen diese Argumente wird man das eine zu sagen haben: Sie vermögen die Meinung nicht zu entkräften, daß der heutige Zustand nicht glücklich ist. Das gleiche Kunstgebiet in zwei verschiedenen Museen suchen zu müssen, ist unerfreulich, vor allem für den Fremden, der in rascherer Orientierung ein Bild von der künstlerischen Gestaltungskraft Schlesiens in seiner Vergangenheit sucht. Ob eine Vereinigung dieses Besitzes im Museum der Bildenden Künste oder im Kunstgewerbemuseum stattfindet, ist daneben erst von sekundärer Bedeutung. Für das Museum der Bildenden Künste als den Ort der Vereinigung spräche der Umstand, daß das Kunstgewerbemuseum bis zum Bersten gefüllt ist, während das Provinzialmuseum noch eine Menge von Sälen zur Aufnahme von Kunstwerken freimachen kann. Ferner, daß im Museum der Bildenden

Künste ein besonderer Kenner gotischer Kunst unserer Heimat als Direktor waltet und endlich, daß dieses Museum von der Provinz eine Restaurierungswerkstätte erhielt, die nach den neuesten Erfahrungen eingerichtet ist und von einem erfahrenen Restaurator betreut wird.

Doch läßt sich auch einiges dagegen sagen. Das Museum der Bildenden Künste ist in seinen neueren Gemäldeschätzen absolut kein schlesisches Museum, wenn es auch von Willmann an bis zur Gegenwart schlesische Malerei in ihren Hauptvertretern zu zeigen vermag. Das Hauptgewicht dieser Sammlung liegt aber doch auf der allgemein deutschen Malerei des 19. und 20. Jahrhunderts, die ja gerade der vorige Direktor um eine Anzahl wertvoller Stücke vermehren konnte. Wenn aber, wie man es wünscht, das untere Geschoß durch den bedeutenden Zuwachs in seinem schlesischen Charakter stärker betont würde, so würde zwischen ihm und dem Obergeschoß eine gewisse Diskrepanz entstehen, die einer einheitlichen Wirkung nicht förderlich wäre. Im Kunstgewerbemuseum hingegen ist der Hauptakzent auf Schlesien gelegt. Würde man aus diesem Museum alles Nichtschlesische herausnehmen und statt dessen den gotischen Bestandteil des Provinzialmuseums hineinbringen, so könnte sich hier wirklich ein Museum bildnerischer Leistung der Heimat gründen, das die reiche Begabung des Schlesiens sowohl in der Plastik und Malerei wie im Kunstgewerbe, in seinen Zinn-, in seinen Silber-, Gold- und Eisenarbeiten, in seiner Glaskunst, seiner Keramik und seinen Textilien zu zeigen vermöchte und damit einen imposanten Eindruck bei jedem Beschauer hinterlassen würde.

Ich weiß, daß die Vereinigung kunstgewerblicher und rein künstlerischer Erzeugnisse heute nicht beliebt ist, weil man immer noch an der besonderen Wertung der „freien“ Künste gegenüber den nur angewandten festhält. Aber das ist schließlich eine Modemeinung, die sich von heute bis morgen ändern kann. Wenn ein Schnitt getan werden soll, so muß er zwischen dem nur Historischen, dem nur Kulturgeschichtlichen und dem Wirklich-Künstlerischen gemacht werden. Die rein stadtgeschichtliche Abteilung mit ihrem Kartenmaterial und ihren Prospekten hat in einem solchen Museum nichts mehr zu suchen; auf diese Weise würde aber gerade Platz gewonnen werden für den Zuwachs an weiteren Werken.

Nun ist es mir deutlich bewußt, daß eine solche Neuordnung solange keine Aussicht auf Verwirklichung hat, als die Verwaltungen der beiden Museen getrennt liegen. Denn es ist nie und nimmer anzunehmen, daß der heutige Direktor des Museums der Bildenden Künste seine Einwilligung dazu gibt, jene kostbaren Schätze schlesischer Gotik wieder herauszugeben, die

er ja gerade — er und sein Vorgänger — gesammelt und gepflegt hat. Er, der ein so vorzüglicher Kenner gerade der alten schlesischen Kunst ist, wäre fehl am Ort, wenn er diese Seite seiner Kennerschaft müßte brach liegen lassen. Aber vielleicht ist eine Möglichkeit zur Erfüllung gegeben, wenn man die beiden Museen in vereinigte Leitung übernehme, etwa durch Schaffung des Postens eines gemeinsamen Direktors, wie das ja auch in anderen Städten geschehen ist. Dann

fiel für jeden der heutigen Museumsleiter der Stachel fort, sich von einem Teil seines Kunstgutes trennen zu müssen, und die Neuordnung der Breslauer Museen könnte ganz allein nach sachlichen Gesichtspunkten erfolgen. Der Fortgang des verdienten Direktors des Museums für Kunstgewerbe und Altertümer aus Altersgründen wäre kein ungeeigneter Moment, einer solchen Verschmelzung näher zu treten.

Landsberger

Michael Willmann-Ausstellung

Das Schlesische Museum der bildenden Künste, Breslau V, bittet uns, mitzuteilen, daß es zur 300-jährigen Wiederkehr des Geburtstages des Malers Michael Willmann für das Jahr 1930 eine Ausstellung der Werke des Künstlers vorbereitet, die zugleich die wissenschaftliche Grundlage für ein größeres Werk über den Künstler schaffen soll. Willmann, vielleicht der bedeutendste deutsche Maler des 17. Jahr-

hunderts, ist sehr unterschätzt worden, nicht zuletzt deshalb, weil die meisten seiner Werke sich in Schlesien und Böhmen verstreut und oft an abgelegener Stelle finden.

Alle Besitzer von Werken des Künstlers, auch von Zeichnungen, Stichen usw., insbesondere aber die Museumsleiter, werden gebeten, Nachweise an die oben genannte Stelle zu senden.



Michael Willmann
Kreuztragung Christi
Breslau, Prof. Eduard Melchior

Sport

Fußball-Länderkampf der Arbeitersportler in Breslau

Der Aufschwung des Arbeitersports ist eng verbunden mit der politischen Fortentwicklung der deutschen Arbeiterschaft. Auch heute will Arbeitersport nicht Selbstzweck sein, sondern der Erreichung des politischen und sozialen Endzieles dienen. Aber letzten Endes ist der Sport an sich doch unpolitisch, was sich schon darin ausdrückt, daß der Arbeitersport Anhänger verschiedener Richtungen umfaßt. Die Ausübung des Sports muß notwendigerweise überall die gleiche sein. Sie schafft ein kräftiges, lebenbejahendes Geschlecht,

dient also der Volksgesundheit in ihrer Ganzheit.

Wer die Gesamtlage des deutschen Sports übersehen will, kann heute den Arbeitersport nicht mehr übersehen. Er umfaßt zahlenmäßig einen großen Teil des sportfähigen deutschen Volkes. Über drei Millionen sind der „Zentralkommission für Arbeitersport und Körperpflege“ angeschlossen. In dieser Riesenorganisation stellt der „Arbeiterturn- und Sportbund“, der sportlich wichtigste Verband, etwa 900 000, die Fußballsparte 200 000 Mitglieder. Dem „Arbeiter-

sportkartell“ gehören in Schlesien etwa 20 000 Mitglieder, in Breslau etwa 4000 an. Die Bewegung ist ständig im Wachsen.

Die Arbeitersportler legen heute Wert darauf, mit großen Veranstaltungen werbend vor die Öffentlichkeit zu treten. Hier setzt die vergleichende Tätigkeit des Kritikers ein. Von vornherein wird von den Arbeitersportlern betont, daß Höchstleistungen nicht ihr Ziel sind, sondern Erfassung einer größtmöglichen Menge. Diesem Gedanken dient die Rast (Reichs-Arbeiter-Sport-Tage), eine Schau aller Zweige des Arbeitersports. Mit Einzelveranstaltungen treten die Fußballer hervor. Wir hatten im Breslauer Stadion den Länderkampf Deutschland — Österreich.

Arbeitersportler sind keine Berufsspieler, auch keine Scheinamateure, wie wir sie heute in so vielen Sportzweigen antreffen. Sie stehen die Woche über in der Werkstatt und Sonntags pflegen sie ihren Lieblingssport. Man kann von ihnen nicht die Leistungen hochgezuchteter Spezialisten erwarten. Trotzdem war das Spiel außerordentlich packend. Die äußeren Umstände waren übrigens grotesk: die Straßenbahn streikte an diesem Tage, und da die Arbeiterviertel Breslaus gerade am entgegengesetzten Ende liegen, so konnten nur die Besitzer von Fahrrädern in Scharen nach Leerbeutel kommen. Die leidenschaftliche Anteilnahme, die wir sonst beim Publikum, insbesondere bei Vereinsmitgliedern, gewöhnt sind, fehlte diesen Zuschauern. Sie sahen sich den Kampf mit sachlichem In-

teresse an. Die Spielregeln der Arbeitersportler verhindern jedes harte Spiel, besonders das gefährliche Angehen des Tormanns im Torraum. Man wird einwenden: es fehlen jene hochdramatischen Momente, Kampf Mann gegen Mann, Spiel mit der Gefahr, Rücksichtslosigkeit, Taumel, der die Massen mitreißt und begeistert. Sehen wir uns aber jene Zerrbilder an, wie etwa den offiziellen Länderkampf Österreich—Italien zu Ostern, mit dem mißtönenden Nachklang in der Presse, dann müssen wir doch der Formel des Arbeiterfußballs den Vorzug geben. Wer die Worte gehört hat, die die Vertreter Österreichs und Deutschlands ins Mikrophon sprachen, der wird verstanden haben, in welchem Geiste das Spiel ausgetragen wurde. Es galt nicht Rivalität, Sieg um jeden Preis mit allen Mitteln, sondern fairen Sport um der freundschaftlichen Annäherung willen. Der Bessere soll gewinnen, so sagten beide, und erkannten neidlos den anderen an. Der Schiedsrichter hatte leichte Arbeit, denn die Spieler spielten um des Spieles willen, nicht weil sie um jeden Preis siegen wollten. So konnte diese Veranstaltung für viele andere Sportverbände ein Beispiel sein. Bei den Arbeitersportlern herrscht noch der echte Amateurbegriff, der nicht angekränkt ist von der Rücksicht auf den möglichen Gewinn. Wir hoffen, daß die Arbeitersportler der Einladung des Breslauer Stadtamtes für Leibesübungen folgen und bald wieder eine Großveranstaltung ins Breslauer Stadion legen werden.

F. Wenzel

Schlesischer Wirtschaftsspiegel

Kommunale Nöte

Eine Verordnung des Reichsarbeitsministers, die die Krisenfürsorge für Erwerbslose stark einschränkt, hat unter den deutschen Kommunalverbänden die schlesischen Gemeinden und vor allem die Stadt Breslau besonders schwer getroffen. In allen Gemeinden des Reiches wird man lebhaft gegen die neue Belastung protestieren, denn seit langem steht das Stimmungs-Barometer in den Kommunen auf Sturm, da sie immer wieder bei Sparmaßnahmen von Reich und Staat die Endesunterfertigten bleiben, da nur zu oft Ersparnisse, die man in den zentralen Verwaltungen durchführt, kaum etwas anderes als eine Abwälzung von Lasten auf die Grundeinheiten der Landesverwaltung, auf die kommunalen Selbstverwaltungskörper bedeuten. In Schlesien aber glaubt man besonderen Grund zur Unzufriedenheit solchem Vorgehen gegenüber zu haben. Die Verhältnisse, wie sie sich in der Hauptstadt Breslau ausgebildet haben, sind bis auf geringe Ausnahmen im ganzen typisch für die Lage auch der anderen Gemeinden der Provinz, so daß sie als Charakteristikum näher betrachtet seien.

In dem Etat der Stadt Breslau bildeten 1913 die

Wohlfahrtsausgaben ein Achtzehntel der Gesamtausgaben, heute ein Viertel. Der Wohlfahrtssetat wies bei einem Gesamt-Nettoetat von rund 109 Millionen im Jahre 1928 über 16,7 Millionen Ausgaben auf, im Jahre 1929 fast 22½ Millionen bei einem Gesamt-Nettoetat von 127,8 Millionen. Aus den sogenannten produktiven Wohlfahrtseinrichtungen kamen im vorigen Jahr 4,3 Millionen Reichsmark, in diesem Jahre knapp 5,4 Millionen Einnahmen herein, so daß ein Nettzuschuß von über 17 Millionen (im Vorjahr 12,4 Millionen) zu leisten ist. Auf tausend Breslauer Einwohner kommen 72,31 Familien, die von städtischen Instanzen in größerem oder geringerem Maße unterstützt werden. Die Zahl der „ausgesteuerten“ Erwerbslosen, d. h. derjenigen, die wegen der langen Dauer der Erwerbslosigkeit aus der staatlichen Unterstützung herausfallen und für die die Stadt allein zu sorgen hat, betrug im Juli d. J. 2000. Sie wächst nach dem neuen Erlaß des Reichsarbeitsministers auf 7500 an. Mit großer Mühe gelang es, in den letzten Jahren trotz dieser immer steigenden Wohlfahrtsausgaben die Etats zu balanzieren. Jetzt ist der Haushaltsplan durch die

neue etwa 3 ½ Millionen ausmachende Belastung recht erheblich in Unordnung geraten. Die Stadtverordneten haben sich geweigert, sie für die Bürgerschaft zu übernehmen. Die Lage ist noch ungeklärt.

Die Höhe des Wohlfahrtsetats von Breslau ist verschiedentlich angegriffen worden. Die Kritiker übersehen dabei gern die Tatsache, daß hier im Vergleich zu anderen Teilen des Reiches völlig abnorme Verhältnisse vorliegen. Die Arbeitslosigkeit in den beiden schlesischen Provinzen ist unvergleichlich höher als in anderen Gebieten. Die neue Grenzziehung schnitt Schlesien und Breslau das große Hinterland ab. Der immer noch ohne Aussicht auf ein Ende, allerdings ebenso wenig auf einen Erfolg geführte deutsch-polnische Zollkrieg tat ein übriges, um die Erwerbsmöglichkeiten zu beschränken. Man spricht jetzt im allgemeinen weniger von diesen Nöten, denn es ist schon allzuviel geredet worden, und so sind auch die Erwerbslosenstatistiken dieses Jahres vorläufig ohne die weitgehende Beachtung geblieben, die sie doch erheischen. Zwar ist die Zahl der Hauptunterstützungsempfänger in den beiden schlesischen Provinzen von rund 98 000 im Mai auf rund 70 000 Anfang September gesunken; doch zur gleichen Zeit im vorigen Jahr betrug sie nur 40 000, und schon damals fand man das ungeheuerlich.

Es ist unter diesen Umständen verständlich, wenn immer unterschiedener von Schlesien aus der Standpunkt vertreten wird, daß man den Selbstverwaltungskörpern auf die Dauer wirklich nicht mehr allein das Tragen von so großen Lasten überlassen kann, die durch höhere Gewalt, durch die Auswirkungen der großen politischen Ereignisse des letzten Jahrzehnts entstanden. Der kommunale Lastenausgleich, wie er auf Grund gewisser preußischer und Reichsverordnungen auf einigen Gebieten zentral vorgenommen wird, reicht nicht aus, um die abnormen Verhältnisse, die hier entstanden, wieder zu normalisieren. Hat man in den ersten Jahren nach dem Kriege die durch die Veränderung der Landkarte notwendig gewordenen Umstellungsarbeiten selbständig zu tragen versucht, so kann man doch nicht einem Landes- teil, der von Anbeginn warnend seine Stimme gegen eine Überspitzung der Gegensätze zwischen Deutschland und seinem östlichen Nachbarstaat erhob, dessen Vertreter immer wieder auf beiden Seiten zu mildern und auszugleichen versuchten, zumuten, daß er allein das Opfer der durch die Abschließung der deutsch-polnischen Grenze hier entstandenen wirtschaftlichen Stagnation bleibt.

Die Aufhellung der großen kommunalwirtschaftlichen Schwierigkeiten läßt ein jetzt im Stadium der ersten Durchführung befindliches Projekt, das einem Teil der niederschlesischen Wirtschaft Hilfe bringen soll, in neuem Licht erscheinen. Die Provinz Nieder-

schlesien hat die Ferngas Niederschlesien A.G. gegründet, um zunächst von Waldenburg nach Hirschberg eine Gas-Fernleitung zu errichten. Es soll dadurch den im niederschlesischen Steinkohlenrevier überschüssigen Koksofengasen eine wirtschaftliche Verwendungsmöglichkeit gegeben werden. Vorläufig allerdings werden es recht geringe Mengen sein, die man aus Waldenburg weiterleitet. 4 ½ Millionen Kubikmeter im Jahre, steigend bis auf 6 Millionen nach vier Jahren, wird man von den nach Berechnungen des Bergbaues überschüssigen jährlich 70 Millionen Kubikmetern Gas durch die Fernleitung produktiv machen. Man wird nicht fehlgehen in der Annahme, daß gerade das Waldenburg-Hirschberger Projekt zuerst Verwirklichung deshalb findet, während die weiteren Pläne (einer Fernleitung von Waldenburg nach Breslau und von Waldenburg weiter nach Niederschlesien herein) noch auf große Schwierigkeiten stoßen —, weil im Stadt- und Landkreis Hirschberg nicht eigene kommunale Gasversorgungsanstalten bestehen. Hier liegt die Gasversorgung in der Hand der Kölner Gasgesellschaft, die sich durch neue Vertragsschlüsse auf sehr lange Sicht weiterhin das Monopol gesichert hat. Die Gemeinden mit eigenen Anstalten stehen nämlich dem Gedanken der Ferngasversorgung, vor allem wegen ihrer großen finanziellen Sorgen, sehr abwartend, wenn nicht ablehnend gegenüber. Die Gasanstalten sind für die Gemeinden recht gewinntragende Unternehmen, mit deren Ertrag man z. B. in einer mittelschlesischen Kleinstadt die Hälfte der Gesamtausgaben bestreitet. Weiß die Bürgerschaft, daß die Erträge ihrer Gaswerke ihr selbst wieder zugute kommen, dann findet sie sich auch sicherlich leichter mit recht hohen Gaspreisen ab als dann, wenn ein privates Monopol besteht, das nur Privaten den Gewinn sichert.

Das Waldenburger Bergrevier empfindet die sehr abwartende Haltung der Gemeinden gegenüber den Ferngasplänen nicht gerade als besondere Freundlichkeit. Aber noch immer ist das Hemd näher als der Rock, und erst, wenn durch gemeinsame Anstrengung der ganzen Provinz die ärgsten Nöte der einzelnen Gemeinden behoben sind, werden diese daran gehen können, durch ihre Mithilfe die Versuche des Waldenburger Reviers zu unterstützen, auf neuen Wegen neue Existenzmöglichkeiten zu finden. Es ist gewiß notwendig und aner kennenswert, daß wenigstens auf einem Gebiet neue Wege beschrritten werden, um die allgemeine Depression zu lindern. Es ist auch sehr verständlich, daß die Zentralbehörden, nachdem immer nur Klagen ohne Abhilfemöglichkeiten aus diesem Gebiet zu ihnen dringen, ihrerseits mit Eifer die Verwirklichung eines produktiven, auf lange Sicht vielleicht sogar für die Allgemeinheit recht vorteilhaften Planes wünschen. Dabei dürfen sie allerdings nicht das Wollen mit dem Können verwechseln.

Darge

Bücher

Arnold Bronnen: O. S. Roman. Verlag Rowohlt, Berlin 1929.

Man geht mit ganz großen Erwartungen an diesen Roman heran. Arnold Bronnen, dessen Dramen einmal aufs tiefste erschüttern konnten, und „O. S.“, Oberschlesien, dieses geheimnisvolle Land, von dem im übrigen Deutschland kein Mensch eigentlich etwas Wirkliches weiß. Und dann handelt es gar nicht von O. S. Sondern von den Selbstschutzorganisationen, die zufällig in Oberschlesien ihr abenteuerliches Leben führten und mit dem Lande selbst nicht das geringste zu tun hatten. Gewiß ist auch das interessant und für einen späteren Kulturhistoriker sicher sehr wertvoll. Augenblicklich ist es schwer genießbar, denn nichts geht einem mehr auf die Nerven, als der Stil von gestern. Und O. S. ist Stil von gestern, hingehauener Expressionismus, der Dinge wichtig nimmt, die uns augenblicklich nicht so wichtig scheinen. A. V.

**Henry de Jouvenel: Graf Mirabeau, der Volks-
tribun. — Frederik I. Hill: Lincoln, der
Schöpfer einer Nation, Häuptling Langspeer
erzählt seine Stammesgeschichte.** Sämtlich
im Paul Leib-Verlag, Leipzig.

Biographien finden immer ihren Leserkreis. Dem jungen Menschenkind sind sie Ansporn und Begeisterung, dem reifen selbst erfahrenes Schicksal, Weg zur Überwindung, Trost. . . . Jedenfalls geht von diesen Schilderungen bedeutender Menschen eine Art Kraft aus, ähnlich wie im wirklichen Leben von ihren Persönlichkeiten. Und mit ihrer Person wird ein Stück Geschichte vom bloßen Buchwissen zur lebendigen Gegenwart. Wir erleben mit großer Spannung das wilde Abenteuerleben Mirabeaus, den Aufstieg und Kampf Lincolns und Amerikas und die uns seit unserer Kindheit so vertraute Welt der Indianer und diese in besonders schöner ergreifender Selbstschilderung. L.

Georg Kaisers gesammelte Werke. Verlag Kiepenheuer, Potsdam. 1928.

Eine künftige Zeit wird aus Georg Kaisers Dichtungen die Verworrenheit und das Gegeneinander der Nachkriegsstile leichtlich ablesen können. Denn die Dramatik dieses Eigenartigen und Eigenwilligen, dessen gesammelte Werke jetzt bald nach seinem 50. Geburtstag der Verlag Kiepenheuer herauszugeben unternimmt, enthält die Gesamtheit der Formen einer Übergangsperiode. Am bekanntesten ist der Dichter durch seine expressionistischen Zeitstücke geworden, durch die krampfigen Schreidramen „Gas“ I und II, „Koralle“, oder „Hölle, Weg, Erde“. „Brand im Opernhaus“ und „Oktoberfest“ sind auf Wirkung angelegte Schauspiele psychologisierender Observanz. Unter den Lustspielen sind breit-gemütliche wie das Frühwerk „Die jüdische Witwe“, und witzig-parodistische, wie „Kolportage“. Derselbe Mann, der seine Gestalten in „Gas“ ekstatisch aufbrüllen läßt, formuliert in den

„Bürgern von Calais“ einen Vorspruch in der Form Stefan Georges und weiß in seinem vielleicht geistvollsten Lustspiel „Der gerettete Alkibiades“ Ironie, wie wir sie etwa aus Shaws Werk kennen, als selbständiger Geist zu gestalten. Kaiser ist einer der größten Könner in der Gegenwartsliteratur, als Theatraliker ist er unbestritten einer der Ersten. Die Einwände, die gegen sein Werk immer wieder vorgebracht werden, beziehen sich wesentlich darauf, daß er nur ein zersetzender Kritiker der gegenwärtigen Zivilisation und demzufolge ein unschöpferischer Geist sei. Das Buch, das der Frankfurter Kritiker Diebold über den Dichter veröffentlichte, trägt den bezeichnenden Untertitel „Der Denkspieler“. Und so hat man sich daran gewöhnt, den Dramatiker als einen eiskalten Schürzer und Löser verwickelter Knoten zu betrachten, dem jedes echte Pathos, jeder wahrhafte Glaube abzusprechen sei. In Wahrheit stehen wir heute noch viel zu sehr inmitten der ästhetischen Fragen, die Kaisers Werk uns aufgibt, als daß ein Urteil über ein glücklicherweise noch nicht abgeschlossenes Werk möglich wäre. Wir sehen einen Menschen von unerschöpflicher Arbeitskraft, der uns mit einer Fülle einander formal, stilistisch und inhaltlich widerstreitender Schauspiele beschenkt. Die Bedeutung der Gesamtpersönlichkeit zu umreißen, muß einer späteren Zeit vorbehalten bleiben. W. M.

**Die schlesischen Mundarten. Bearbeitet von
Dr. Mak, Gleiwitz** (Sonderdruck Februarheft
der Monatsschrift „Der Oberschlesier“).

Es ist freudig zu begrüßen, daß Karl Sczodrok, der Herausgeber der ausgezeichneten ober-schlesischen Zeitschrift, sich entschlossen hat, ein Mundartenheft der bunten Reihe seiner Monatshefte einzugliedern, und daß er dies in sich geschlossene, von Dr. Mak redigierte Heft als Einzelbroschüre in den Handel bringt. Einem linguistischen Aufsätze des Prager Dozenten Dr. Schwarz folgt ein volkskundlicher über Brauchtumslieder und Sprüche, ihnen zwei mehr literarhistorisch gewandte Arbeiten von Karl R. Fischer und Geheimrat Jantzen über schlesische Dialektdichter und die mundartliche Dichtung Schlesiens. Proben aus älterer und neuerer Zeit füllen den zweiten Teil des reichhaltigen Heftes, an dem als einziges vielleicht die Uneinheitlichkeit der Dialektschreibung auszusetzen ist. M.

Walther Vetter. Das frühdeutsche Lied. Helios-Verlag, Münster i. W. 1928.

„Ausgewählte Kapitel aus der Entwicklungsgeschichte und Ästhetik des ein- und mehrstimmigen deutschen Kunstliedes im 17. Jahrhundert“ nennt W. Vetter, der an der Breslauer Universität wirkende Musikhistoriker, eine aus einem stattlichen Textband mit einem umfangreichen Notenteil bestehende Publikation, in der eine Reihe bisher vernachlässigter Fragen

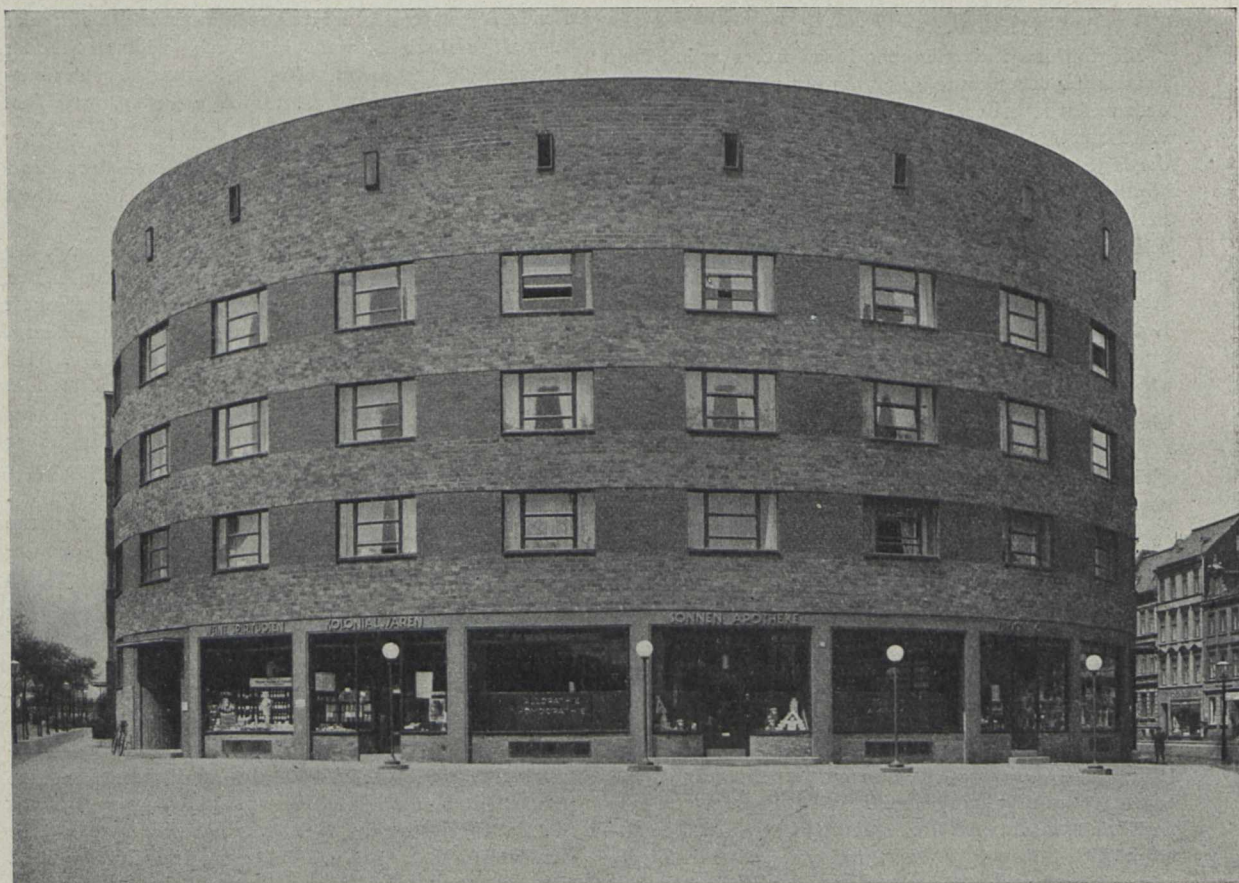
und Musikerpersönlichkeiten behandelt wird. Die Problemstellung ist in der ausführlichen Einleitung gekennzeichnet. Begriffe wie „geistlich“ und „weltlich“, „einstimmig“ und „mehrstimmig“ in der Liedermusik des 17. Jahrhunderts waren genauer als bisher zu klären. So umfaßt der erste Teil Untersuchungen über die Beziehungen des Chorliedes zur neuen Kunst des Sologesanges, während der zweite ganz der Entwicklung des Chorliedes gewidmet ist und vornehmlich die „Liederschulen“ von Rist, Zesen usw. behandelt. Ein dritter Abschnitt würdigt zum erstenmal eingehend die süddeutsche katholische Richtung des Laurentius von Schnüffis und seines musikalischen Mitarbeiters Romanus Vötler.

Obwohl es sich bei Vettters Werk um eine streng wissenschaftliche Veröffentlichung handelt, in der musikgeschichtliche Spezialprobleme untersucht werden, ist auch für den Laien das Studium des Buches gewinnbringend, da es mit den Hinweisen auf literarhistorische und kulturgeschichtliche Zusammenhänge, mit der Herausarbeitung neuer und durch gut gewählte Beispiele belegter musikalischer Komplexe ein fes-

selndes Bild jener bewegten Epoche gibt. Zumal der Beispielband enthält eine Fülle anziehender Proben nahezu unbekannt gebliebener Gesänge, deren Verbreitung in weiteren Kreisen durch praktische Einzelveröffentlichungen besonders wünschenswert wäre. P. E.

Künstler Schlesiens, 3. Buch. Herausgegeben vom Künstlerbund Schlesiens. Breslau 1929. Ostdeutsche Verlagsanstalt.

Die Fülle markanter Köpfe der in Schlesien lebenden oder aus Schlesien hervorgegangenen Künstler zeigt sich nirgends so deutlich wie in diesen Bänden, von denen nun schon der dritte erschienen ist und bereits der vierte vorbereitet wird. Die Behandelten sind diesmal die Maler Paul Dobers, Paula Grünfeld, Alexander Kanoldt, Ludwig Meidner, Alfred Nickisch und Paul Plontke, die Bildhauer Thomas Myrtek und Friedrich Rückert und die Architekten Heim-Kempter und Gustav Oelsner. Ihr Schaffen, durch einige seitengroße gute Abbildungen charakterisiert, wird in den meisten Fällen von kurzen Texten eingeleitet, die in das Verständnis des Künstlers einführen. Zu den Bauten des einst in Kattowitz, heut in Altona als



Gustav Oelsner, Wohngebäude in Altona

Bausenator wirkenden Gustav Oelsner, von denen wir nebenstehend eine Abbildungsprobe bringen, hat Oelsner selbst einige erklärende Zeilen gefügt. Bebilderung und Satzordnung, von Bernhard Stephan betreut, sind mustergültig. *Landsberger*

Kurt Hielscher. Österreich, Landschaft und Baukunst. Einleitung und Bildererläuterung von Dr. Rudolf Guby. Verlag Ernst Warmuth, A. G., Berlin.

Kurt Hielscher, der bekannte Autor des Deutschlandbuches, hat einen ebenso schönen Band mit Photographien aus Österreich erscheinen lassen. Wenige werden wissen, daß Hielscher Schlesier ist, und wenn man diese reizvollen, künstlerischen und lebendigen Bilder durchblättert, spürt man, daß er zu dem Typ der reisefrohen Schlesier gehört und zu den Künstlern unter den Photographen, die nicht nur beim großen Stoff, sondern auch beim kleinsten Motiv und Durchblick eine bildmäßige Fassung erreichen. Der Beschauer gerät mit ihm in Reisestimmung, wird erfrischt und gepackt von Landschaft und Kunst und läßt sich gern und voller Spannung von diesem lebenswürdigen, feinsinnigen Künstler durch die Schätze und Schönheiten Österreichs leiten. *A.*

Der Breslauer Stadtplan des Bartel Weihner.

Der Breslauer Magistrat hat sich ein großes Verdienst erworben, daß er den großen farbigen Stadtplan des Bartel Weihner, dessen schon schadhaft gewordenes Original von 1562 sich als seltener Schatz in der Breslauer Stadtbibliothek befindet und der im Jahre 1826 bunt und 1862 schwarz in der Größe des Originals (186/187 cm) nachgebildet worden ist, soeben in handlichem Format (80 × 80 cm) getreu in den Farben des Originals rot, grün, blau, gelb hat erscheinen lassen. Bei Graß, Barth u. Co. W. Friedrich ist der Plan photographisch reproduziert und im Offsetverfahren gedruckt worden und kostet 9 RM., für Lehrer und Beamte durch die Dienststellen 6 RM. Dieser Plan von 1562 ist der älteste Stadtplan, den Breslau besitzt und steht seiner Monumentalität, Genauigkeit und künstlerischen Ausführung nach an erster Stelle unter den Stadtplänen. Er führt uns die starke Festung Breslau in dem Übergange vom Mittelalter zur Renaissance vor Augen und ist eine Quelle für geschichtliche, kultur- und kunstgeschichtliche Forschungen, künstlerisch betrachtet ein Gemälde, das jedermann Freude machen und der Jugend beim heimatkundlichen Unterrichte dienen wird. Breslau war damals an Umfang größer als Wien und zählte etwa 35 000 Einwohner. *Dr. H.*

Das Heimatbuch des Kreises Lauban. Herausgegeben im Auftrage des Kreis Ausschusses von Fritz Bertram. 1928. Verlag für den Buchhandel Paul Menzel, Marklissa.

So eindeutig gestellt dem Herausgeber eines Heimatbuches die Aufgabe zunächst erscheinen mag, so zeigt

sich doch immer wieder, daß eine besondere Prägung erreicht werden kann. Im Laubaner Heimatbuch ist Wert darauf gelegt, möglichst alle für die Heimatpflege in Betracht kommenden Gebiete so zu berücksichtigen, daß nicht nur ein Lesebuch entsteht, sondern auch zugleich ein wirkliches Nachschlagewerk. Die sachlichen Orientierungen sind besonders wichtig für einen Bezirk, in dem, was Bodenschätze und Industrie und die Verwaltung betrifft, volkswirtschaftliche und soziale Momente stark verzweigt hervortreten. Die Verwaltungsgeschichte hat Landrat Dr. Freiherr zur Rabenau bis zu einem Überblick über die gegenwärtige Verwaltungsarbeit behandelt. Eine stattliche Reihe von Mitarbeitern hat sich zusammengefunden, über die Landschaft und die Geschichte des Kreises zu schreiben, darunter der verstorbene Görlitzer Museumsdirektor Professor Dr. Ludwig Feyerabend. Auf Quellen Grundlagen beruhen die Mitteilungen über die Gründungen und Entwicklung der Dörfer und der Landstädte von Diplomvolkswirt Dr. Schulze, Beiträge zur Kirchen- und Schulgeschichte, zum Volkstum. Jacob Böhme, dem in Alt-Seidenberg im Kreise Lauban geborenen Theosophen, ist ein knapp zusammengefaßter Aufsatz gewidmet. Das Heimatbuch enthält Bildbeilagen in Vierfarbendruck und Tiefdrucke nach einheimischen Künstlern, ferner ein reiches Abbildungsmaterial im Text. Ein Ortsverzeichnis mit ausführlichen Angaben erhöht den Gebrauchswert des Buches, auf das auch in der Ausstattung — es ist in Ungerfraktur gedruckt — viel Sorgfalt verwandt ist. *B. St.*

Heinrich Otto Olbrich: Der Leidensweg des oberschlesischen Volkes — zugleich seine Geschichte vom Jahre 1919—1922. Breslau und Oppeln o. J. Priebatschs Buchhandlung.

In dem letzten halben Menschenalter haben wir in rascher Aufeinanderfolge so viel Gewaltiges und Umstürzendes erlebt, daß nur allzu schnell vieles, was noch der jüngsten Vergangenheit angehört, hinter Neuem zurückgetreten und dem Gedächtnis fast entschwunden ist, besonders in den Kreisen, die nicht unmittelbar von diesen Geschehnissen betroffen worden sind. Wenn wir Schlesier uns so des schweren Geschickes, das das Ruhrgebiet betroffen hatte, kaum so recht bewußt geworden sind und heut kaum mehr daran denken, liegt die Sache umgekehrt in bezug auf die Leidenstage, die Oberschlesien in den Jahren 1919 bis 1922 durchzumachen hatte. Ja, man darf wohl behaupten, daß selbst in unserer Provinz Niederschlesien die Erinnerung daran bei nur allzu vielen schon stark im Schwinden begriffen ist, wieviel mehr erst in den Teilen des Reiches, die gemütlich noch weniger daran beteiligt waren. So kommt das vorliegende Buch zur rechten Zeit, um weiteren und weitesten Kreisen in Deutschland vor die Seele zu führen, was das unglückliche Land in den genannten Jahren zu dulden hatte. Im Untertitel bezeichnet sich das Werk als eine Geschichte des oberschlesischen Volkes in dieser Zeit —

nicht ganz mit Recht; denn in einer solchen hätte noch die Bekämpfung des Aufstandes von 1921 durch den Selbstschutz, die Bestrebungen zur Schaffung eines Freistaates Oberschlesien innerhalb des deutschen Reiches, aber auch außerhalb desselben eingehend behandelt werden müssen, die nur kurz oder gar nicht berührt werden. Wenn darauf hingewiesen worden ist, daß die früheren polnischen Aufstände in unserem Gebiete gar keinen Widerhall gefunden hatten, so hätte man vom Standpunkt des Historikers aus wünschen müssen, daß die Ursachen näher auseinandergesetzt worden wären, die nun dazu führten, daß sich ein Teil der Oberschlesier für die polnische Sache gewinnen, ja geradezu fanatisieren ließ. Aber gerade hierbei gehen die Ansichten weit auseinander und spielt die Politik so hinein, daß es im Interesse der gewünschten Verbreitung des Buches wohl besser war, wenn dieser Punkt nur kurz behandelt wurde. Seinen Hauptwert hat es durch die Beibringung zahlreicher Urkunden, wie Aufrufe usw. Vor allem auch geht aus den Ausführungen hervor, wie parteiisch die Franzosen im Gegensatz zu den Engländern und Italienern ihre Rolle als Treuhänder in dem von ihnen besetzten Lande aufgefaßt haben, sonst hätte auch der Aufstand nicht den Umfang annehmen können, den er tatsächlich genommen hat und der so unendlich viel Leid über

Tausende von Familien gebracht hat. Darüber hätte der Verfasser noch viel mehr berichten können, aber auch so ist seine Schilderung ergreifend genug. Wir können dem Buche nur recht zahlreiche Leser wünschen, damit jene grauenvolle Leidenszeit des oberschlesischen Landes nicht in unberechtigte Vergessenheit zurücksinkt, vielmehr auch die berechtigte Forderung auf Wiedergutmachung des Unrechts, das durch die Losreißung Ostoberschlesiens geschehen ist, im Volksbewußtsein stets lebendig bleibt. Bei dieser Gelegenheit möchte ich die Leser der Monatshefte auch auf das 1922 erschienene Buch von Dr. W. Schuster „Ein vergewaltigtes Volk — Der polnische Maiaufstand 1921 in Oberschlesien“ empfehlend aufmerksam machen.

Paul Knötel.

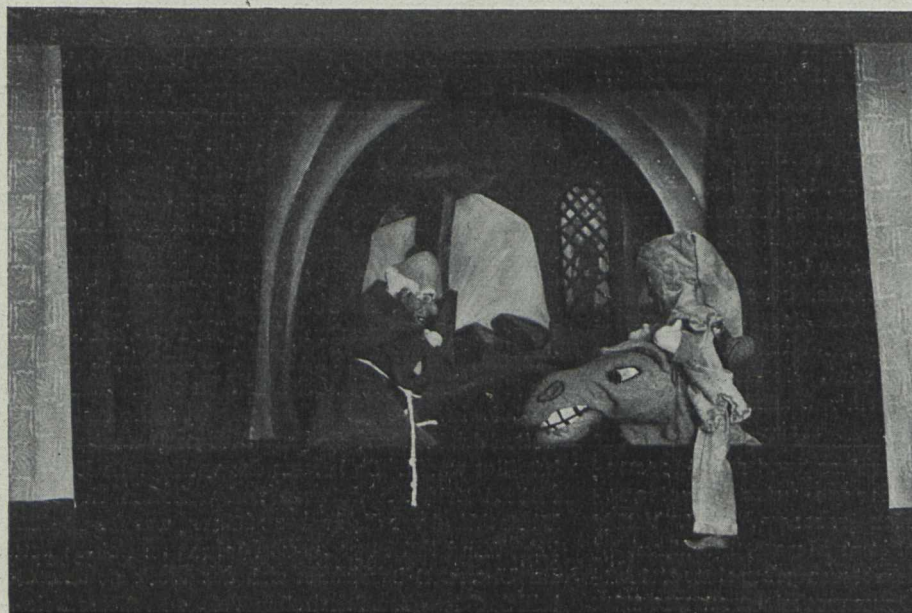
Werner Milch: Hermann Stehr. Ein Vortrag. Verlag Priebratsch, Breslau 1929.

Stehrs Schriften sind für viele Menschen so außerordentlich schwer zugänglich, daß diese mit großer Sachkenntnis geschriebene kleine Schrift sehr zu begrüßen ist. Sie ist weitab von aller Verhimmelung, klar und sachlich, und dabei von tiefer Ehrfurcht und Bewunderung erfüllt. Und sie ist für uns in Schlesien besonders interessant, denn Milch kommt vom Schlesiertum, von spezifisch schlesischer Kunst und schlesischer Mystik an Stehr heran.

A. V.

JUGEND UND HEIMAT

Schlesische Handpuppenspiele



Kaspers Besuch beim Eremiten Lukutatus

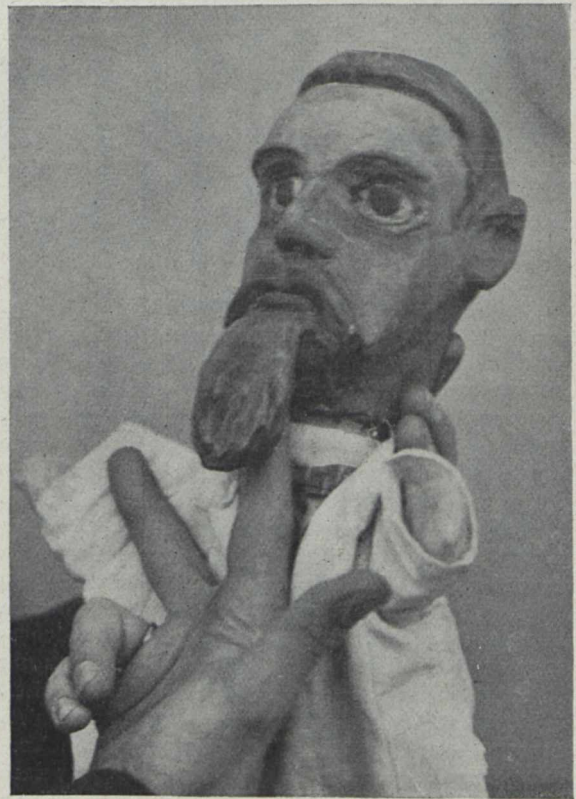
Scene aus „Tischlein deck' dich!“

Phot. Franz Hampel

456

Es dürfte wohl kaum eine andere Unterhaltung für Kinder geben, die sie belehrt und gleichzeitig derart fesselt wie das Kasperletheater. Kein Wunder, denn die Kinder sind ja hier nicht nur stumme Zuschauer, sondern eigentlich auch Mitspieler. Freund Kasper begrüßt sie, verlangt Gegengruß und Antwort auf seine Fragen und bekommt infolgedessen bald enge Fühlung mit ihnen. Sie werden zutraulich, und es ist geradezu reizvoll, des öfteren zu beobachten, wie kleine Knirpse in ihrer Begeisterung aufspringen und den Kasper mit wohlgemeinten Ratschlägen unterstützen wollen. Auf die Geschicklichkeit des Puppenspielers kommt es nun an, ob er den erstrebten Konnex mit seinen Zuhörern, ob groß oder klein, sofort erhält. Das gelingt in glänzender Weise unserem schlesischen Landsmann Ede Schosinsky, dem Leiter der „Breslauer Handpuppenspiele“, der dieses Jahr auf der „Wuwa“ sowohl Kinder als auch Erwachsene mit seinen vorzüglichen Darbietungen erfreute und wieder allgemein warmherzigen Beifall fand.

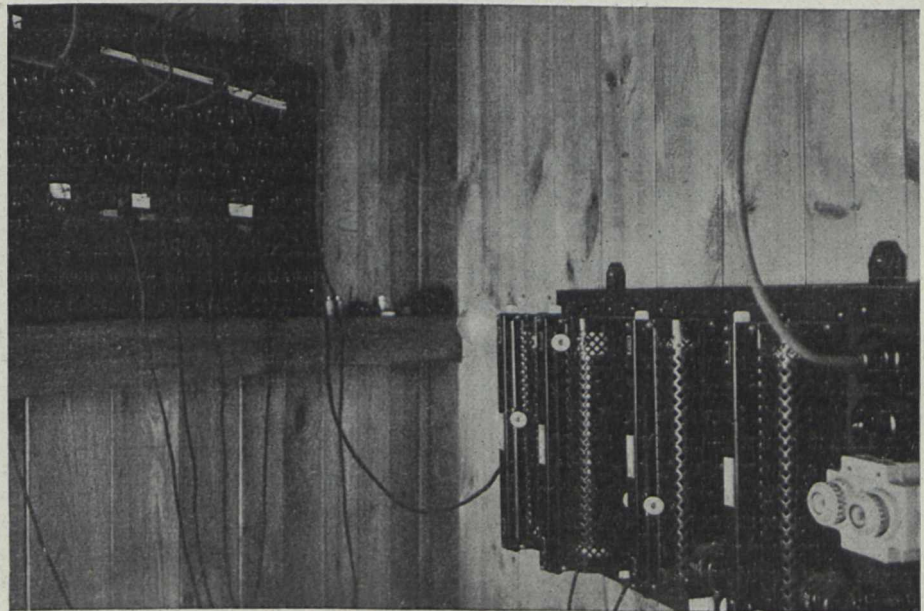
Franz Hampel.



So werden die Puppen lebendig
Der Zeigefinger stützt und bewegt den Kopf,
Daumen und Mittelfinger die Arme der Puppe

Hinter den Kulissen

Je nach Bedarf „bestellt“ hier der Puppenspieler Sonne, Mond, Blitze, Morgen- und Abendröte



Schlesisches Himmelsreich

Ein Breslauer Original

Einer großen Beliebtheit erfreute sich seinerzeit der Weinhändler L. Das hinderte nicht, daß der an seinem Stammtische versammelte Freundeskreis ihn bisweilen aufzog. Als einer der Herren von einer Romreise erzählte und L. hinwarf, er wolle auch einmal nach Rom fahren, hänselte man ihn damit, daß er ein viel zu großer Pantoffelheld für ein solches Wagnis sei. Ein Wort gab das andere, bis L. schließlich erklärte, direkt vom Frühschoppen nach Rom fahren zu wollen. Wirklich rannte er zum Bahnhof; Frau und Töchter, im letzten Augenblick benachrichtigt, eilten ihm nach und warfen ihm die intimsten Kleidungsstücke ins Abteil nach. In Rom wußte er nichts mit sich anzufangen und er war froh, als er endlich abreiste.

In seiner Familie hatte es einige Zerwürfnisse gegeben; eine Frieden stiftende Tante spielte Vorsehung und veranlaßte L., die gesamte Familie nach seiner Villa in S. einzuladen. Dieselbe Tante forderte den kleinen L. auf, einem um Kopfeslänge größeren Vetter einen Kuß zu geben; als L. sich an diesem emporrankte, flüsterte er ihm zu: „Ein Schweinhund bist du doch.“ — Einen anderen Vetter, der Geistlicher war, führte L. in seinem Garten umher und schnitt ihm zum Zeichen der völligen Versöhnung eine schöne reife Traube ab. Der Pfarrer hielt den Augenblick für gekommen, auf das unfrome Gemüt seines Wirtes einzuwirken und sagte: „Lieber Rudolf, wenn so schön die irdischen Trauben schmecken, wie mag es dann erst mit den himmlischen sein!“ Mit einem Griff hatte L. seine Traube wieder: „Iß du deine himmlischen; ich behalte meine irdischen.“ — Man versteht, daß die Versöhnung in beiden Fällen nicht sehr vollständig war. W. Kroll.

Schwere Frage

Der Lehrer erzählt den Kindern die Geschichte von Jakobs Traum. Ein aufgeweckter Junge fragt ihn plötzlich: „Warum war denn do an' Litter vum Himmel bis zerr Arde runger? Ich denk, de Engel kinn fliega? Die brauchta doch do keene Litter nie?“ Der Lehrer stutzt — und da er nicht recht weiß, was er darauf antworten soll, fragt er die Kinder, ob sie eine Antwort darauf geben könnten. Nach langer Überlegung kommt schüchtern das Händchen von klein Änchen hoch und sie antwortet: „Se mucht'n halt groade ei derr Mauser sein, do kunnt'n se halt nie fliega!“

ursus.

Der Dichterkönig

In Hiddensee erzählt man sich, daß ein kleiner Junge, dem man viel, und offenbar etwas pathetisch, von dem anwesenden Gerhart Hauptmann erzählt hatte, auf Hauptmann zugegangen sei und ihn gefragt habe, ob er der Dichterkönig sei? Hauptmann lachte und erklärte ihm liebevoll und ausführlich, daß ein Dichterkönig nicht auf dem Thron säße mit einer Krone auf dem Kopf und einem Zepter in der Hand, sondern an seinem Schreibtische, wo er sich allerhand Geschichten und Märchen ausdächte, um sie den anderen zu erzählen. Der kleine Junge hörte dieser Erklärung mit wachsender Enttäuschung zu, schließlich sagte er: „Ach, das kann Tante Ida auch!“

Eine drollige Warnungstafel

findet sich am Eingang zum Schloßpark in Buchwald im Riesengebirge. Sie lautet:

Lieber Wanderer merk Dir das:
Geh auf dem Weg' und nicht im Gras,
Damit man leicht und ohne Müh,
Dich unterscheiden kann vom Vieh!

Eine Anzeige vor hundert Jahren

Die „Darmstädter Zeitung“ veröffentlicht aus ihrer Ausgabe vor hundert Jahren unter obiger Überschrift folgende Todesanzeige vom 27. Mai 1829: „Mein theuerster Ehegatte, der Stadtzinkenist Nikolaus Jeremias Wenk dahier hatte das schmerzhaft Unglück, bei seinen Lebzeiten gestern mittag halb 12 Uhr, indem er durch allzu große Verlängerung eines in seinem Beruf geblasenen Trillers das Gleichgewicht verlor, vom hiesigen protestantischen Kirchturm herabzustürzen. Schon in der Mitte des Falles hatte er seinen Geist abgegeben; setzte jedoch seinen Sturz auf das Straßenpflaster fort, wo derselbe vollends verschied. Wer die edle Seele meines Ehemannes kannte, wird die Größe meines Verlustes, und wer den hiesigen Kirchturm kennt, wird die Höhe dieses Unglücksfalles zu schätzen wissen. Für alle meinem seligen Gatten, insbesondere auch während seines Sturzes erwiesene Teilnahme danke ich verbindlichst und verbitte mir alle Condolenz, da mich schon jetzt die Aussicht auf ein besseres Leben tröstet, welches wir beide, ich und er, begannen; als die nach Wiedervereinigung schmachtende Stadtzinkenistin Witwe Maria Ursula Wenk, geborene Henk, Wirtschaft zum „grünen Bären“ u. Schneiderherberge.“